Leibrock, Johann Ludwig August,

Der Junker von Eppstein und die weisse Dame Eine historische Erzählung aus dem Mittelalter von August Leibrock

Bd.: 2

Leipzig 1851

Der

Junker von Eppstein

und

die weiße Dame.

Eine
historische Erzählung aus dem
Mittelalter

von

August Leibrock.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1851.

Der

Junker von Eppstein

Zweiter Theil.

Friedrich von Eppstein hatte die bleiche Dame, die noch auffallende Spuren ehemaliger Schönheit an sich trug, schon eine ganze Weile mit aufmerksamen Blicken betrachtet, und er war über das, was sie ihm so eben gesagt, nicht mit sich einig, er hielt sie für irrsinnig. „Ihr beharret also darauf, sagte er, daß Ihr eine Pfalzgräfin von Stahleck seid und die Gemahlin des jetzt noch lebenden Hermann von Stahleck?“

Ich bin seine rechtmäßige Gemahlin, eine geborne Gräfin von Guttenfels.

Wie aber kommt Ihr hierher, warum

seid Ihr eine Gefangene und wessen Gefangene seid Ihr?

Ihr sollt es erfahren, mein Herz sehnt sich nach Mittheilung, denn Ihr seid seit vier Jahren der erste Mensch, zu dem ich reden darf und reden will, denn Euch hat Gott mir gesandt.

Wahrlich! sagte Friedrich, ich war in meinem Leben noch nicht neugierig, allein diesmal bin ich es in einem hohen Grade, denn Pfalzgraf Hermann ist ja bereits wieder vermählt.

Ich weiß es, entgegnete die Dame, jenes nichtswürdige Weib, das in der Stunde der Mitternacht, in ein weißes Gewand gehüllt, zu mir schleicht und mir Lebensmittel und Oel auf meine Lampe bringt, hat es mir gesagt, und sie triumphirt, daß sie ihren nichtswürdigen Plan ausgeführt.

Aber wer ist dieses Weib? fragte Fried-

rich, ich bin bereits über drei Monate im Schlosse des Pfalzgrafen und ich sah sie noch nimals?

Sie geht nur zuweilen an freundlichen Sommertagen in den Garten und ist dann so verhüllt, daß man ihr boshaftes Gesicht nicht sehen kann.

Ha! dachte Friedrich, dann habe ich sie doch schon gesehen. Auch esse ich Mittags an der pfalzgräflichen Tafel, sagte er dann, aber auch dort sah ich sie noch nie.

Von dort mag sie wohl das böse Gewissen entfernt halten.

Wenn Friedrich diese Unglückliche in den ersten Augenblicken seines Hierseins für wahnsinnig gehalten, so ist das sehr verzeihlich, allein je mehr und je länger er sie betrachtete und je mehr er ihre vernünftige Rede hörte, je mehr kam er davon zurück. Erzählt mir, theilt mir alles

mit, und wollen wir dann überlegen, wie Eure Erlösung aus diesem schauderhaften Aufenthalte möglich ist.

Sie ist eine Schwester-Tochter meines Gemahls, eine Gräfin von Ingelheim, die ihren Geliebten, den sie mehr als recht ist geliebt haben soll, nur ein Jahr gehabt hat, wo er starb und sie als eine trostlose Verlässene zurück ließ. Nach dem Tode ihres Vaters zog sie mit Bewilligung meines Gemahls zu uns auf Schloß Stahleck und lebte ein Jahr lang in stiller Abgeschiedenheit, dann aber nahm sie an unserm Familienkreise und unsern Familienfreuden Theil.

Ich hatte damals bereits zehn Jahre mit meinem Gemahl in einer glücklichen Ehe gelebt; zwar blieb dem Pfalzgrafen noch immer ein stiller heimlicher Wunsch, den ich aber nicht erfüllen konnte, näm-

lich der: ihn zu einem glücklichen Vater zu machen.

Schon in dem ersten Jahre merkte ich, daß unser häusliches Glück der Gräfin ein Dorn im Auge war, und ich vermied jeden Beweis von Zärtlichkeit gegen meinen Gemahl in Gegenwart der Gräfin; dem ungeachtet warf das Weib doch mit jedem Tage mehr und mehr einen unauslöschlichen Haß auf mich. Als ich den Pfalzgrafen meine Hand reichte war ich neunzehn Jahre alt, er vierzig, und siebenzehn Jahre später, als ich gewaltsam, auf eine boshafte hinterlistige Weise von ihm getrennt wurde, war er noch ein starker, gesunder und blühender Mann, den ich liebte, ehrte und achtete.

Und man trennte Euch von ihm? fragte Friedrich, das scheint mir unbegreiflich.

Hört mich ruhig an, Ihr sollt alles

erfahren, denn Euch hat Gott, wie ich schon erwähnt, zu mir gesandt, um mich aus diesem finstern Grabe zu erlösen und jene Nichtswürdige für ihre entsetzliche Handlung zu bestrafen.

Sieben Jahre war die Gräfin von Ingelheim schon im pfalzgräflichen Schlosse. Mir hatte außer einer Kinderkrankheit in meinem Leben noch kein Finger weh gethan, ich war immer gesund, immer heiter und immer vergnügt gewesen, als ich plötzlich, ohne daß ich mich bis heute einer Veranlassung erinnern könnte, schwer krank wurde. So wenig die Gräfin sich in den sieben Jahren ihres Hierseins scheinbar um mich bekümmert hatte, so eifrig bemühete sie sich jetzt um mich, sie wich Tag und Nacht keine Minute von mir und erlaubte Niemanden, sich um mich bemühen zu dürfen, selbst meinen Gemahl

entfernte sie so viel als möglich aus meiner Nähe.

Es mochten nach meinem Dafürhalten etwa vier Tage verflossen sein, in denen ich stets in einer halben Bewußtlosigkeit da gelegen und endlich meines ganzen Bewußtseins beraubt war. Als ich, ich weiß nicht nach wie langer Zeit, endlich wieder erwachte, befand ich mich hier in diesem Gewölbe in stockdunkler Nacht auf einem Strohlager, was sie später in ein Bett verwandelt hat, wo ein wüthender Hunger in meinen Eingeweiden wüthete. Ich stand auf, rief, klopfte, tobte, wüthete, aber Niemand hörte mich.

Entsetzlich! rief Friedrich.

Ja, Herr von Eppstein, — ich kenne Euch, oder vielmehr Euren Vater; der Pfalzgraf, mein Gemahl, hat mir oft von einem Ritter von Eppstein, mit dem er unter Kaiser Friedrich einen Zug nach

Palästina gemacht, erzählt und diesen Ritter seinen besten Freund genannt — ja, Herr, ich befand mich in einer entsetzlichen Lage, denn ich vermuthete, lebendig begraben zu sein.

Eine Reihe von Stunden, ich kann nicht sagen wie viele, verlebte ich in einer unbeschreiblichen Angst, denn vor Hunger zu sterben, muß eine gräßliche Qual sein, ich habe den Vorgeschmack davon empfunden; da plötzlich hörte ich einen Schlüssel im Schlosse sich drehen, die Thür that sich auf und der Schein einer Laterne fiel in meine Augen, und bald erblickte ich, in ein weißes Gewand gehüllt, die Gräfin von Ingelheim.

Was soll diese Verhüllung und diese Laterne bedeuten, und was soll ich in diesem kalten feuchten Gemach? beantwortet mir schnell diese Fragen, sagte ich in befehlendem Tone. Statt einer Antwort

brach die Gräfin in ein Hohngelächter aus, dann sagte sie: ihr habt lange genug ein freudenreiches Leben geführt, ihr mögt es nun mit einem andern vergleichen. — Das will ich aber nicht, gab ich zur Antwort, ich will zu meinem Gemahl. — Euer Gemahl, sagte die Gräfin, ist froh, daß er Euch auf eine so gute Art los geworden ist; er will Euch nie wieder sehen.

Eine Minute stand ich starr und unbeweglich, ich konnte unmöglich glauben, daß jenes nichtswürdige Weib mir die Wahrheit sagte, sie fügte aber, ehe ich zur völligen Besinnung kam, hinzu: "Er jubelt, daß er ein schlechtes, unfruchtbares Weib los ist, weil er sich binnen Kurzem mit Mechtildis von Staufen aus Köln anderweitig vermählen wird.

Dies einzige Wort schmetterte mich zu Boden, ich wurde bei der großen Schwäche, die sich meiner schon früher bemäch-

tigt, ohnmächtig, wankte zu meinem Stroh-lager und verlor das Bewußtsein. Als ich nach längerer Zeit wieder erwachte, befand ich mich wieder allein, das Weib war verschwunden, hatte aber eine brennende Lampe, eine Kruke mit Wasser und einen Teller mit Brot zurückgelassen. Eilig fiel ich darüber her, um meinen wüthenden Hunger zu stillen, wobei es mir klar wurde, daß meine Krankheit oben im Schlosse keine natürliche, sondern eine gewaltsam herbeigeführte mußte gewesen sein. O Hermann, Hermann! dachte ich, ist das der Lohn für meine Liebe, mit der ich Dich siebenzehn Jahre lang geliebt habe, lohnst Du so meine Zärtlichkeit, meine Sorgfalt und meine Aufmerksamkeit, mit der ich stets nur für Dich gelebt habe? aber schon in derselben Minute nahm ich diese Beschuldigungen zurück, weil ich fest bei mir überzeugt war, daß mein Gemahl

nie so hart gegen mich verfahren könne, und bat es ihm in Gedanken wieder ab.

Von der Stunde an war mein einziges Dichten, das schändliche Weib in ihren eignen Schlingen zu fangen, aber — das waren unnütze Versuche, gegen die List und Verschlagenheit dieses Weibes war ich eine Stümperin, sie wußte jeder meiner Fragen mit einer empfindlichen Antwort auszuweichen, oder mich noch tiefer zu kränken, und so ergab ich mich nach und nach in mein trauriges Schicksal und wünschte mir jedesmal, wenn ich mich schlafen legte, daß ich doch nur nicht wieder erwachen möchte.

Ist es möglich! rief Friedrich, daß ein Mensch gegen den andern so handeln kann, und ist es wiederum möglich, daß ein Mensch, ein zartes Weib, solche Qualen Jahre lang ertragen kann?

Diese letzte Frage habe ich sehr oft

an mich selbst gerichtet und ich habe sie mit nichts weiter als mit meiner kernfesten Gesundheit beantworten können, und dann, Herr, so lange der Mensch lebt, so lange lebt auch die Hoffnung in ihm. Oft habe ich gedacht und geglaubt, daß doch endlich noch ein Tag kommen könnte, der mich aus meiner endlosen Qual befreien könnte, und dieser Gedanke hat mich erhalten, er hat mich gestärkt, und dieser Tag — ist gekommen, ich werde das Licht des Tages wieder sehen, ich werde auch meinen Gemahl wieder sehen, und er wird eine Strafe für dies Weib wissen.

Ja, sagte da Friedrich, erlöst sollt Ihr werden, das schwöre ich Euch bei meinem Leben und meiner Seligkeit; allein wie es anzufangen, darüber bin ich noch lange nicht mit mir einig, denn ich bin für den Augenblick so gut wie Ihr selbst ein

Gefangener hier in diesen unterirdischen Gewölben.

Wie, fragte da verwundert die Dame, Ihr seid nicht freiwillig hier?

Freiwillig allerdings, doch jetzt hört mich an, und überlegen wir dann mit einander: Ein junger Bursche, Namens Kurt, den mir der Pfalzgraf zu meinem Diener gab, theilte mir vor einigen Tagen mit, daß er eine weiße Gestalt um die Stunde der Mitternacht in diesen unterirdischen Gang habe gehen sehen, die er für einen Geist oder ein Gespenst hielt. Ich war nicht seiner Meinung und beschloß, diese Gestalt kennen zu lernen. Zu dem Ende fertigte ich mir mit eigner Hand eine Laterne von Pergament an, stellte eine Wachskerze hinein und versteckte mich gegen die Stunde der Mitternacht hinter dem Brunnen im Schloßhofe. Kurt hatte mir die Wahrheit gesagt, um die bestimmte Zeit

erschien die Gestalt, erschloß eine Thür und stieg einundzwanzig steinerne Stufen hinab. Da die obere Thür nicht verschlossen wurde, so schlich ich der Gestalt sogleich nach. Bei dem schwachen Dämmerlicht, das ihre Laterne verbreitete, verlor ich die Gestalt bald aus den Augen, ja ich verlor sogar jede Spur, wo sie geblieben war. Eine Stunde mochte ich schon in den weitläufigen Räumen umhergeirrt sein, als meine Laterne erlosch und ich mich schon mit dem Gedanken bekannt machte, hier vielleicht Hungers sterben zu müssen. Als alle Versuche, das Gewölbe wieder zu verlassen, mißlungen waren und ich vermuthete, daß der Besuch der weißen Gestalt einem Menschen, der hier gefangen gehalten würde, gegolten hätte, kam ich auf den Gedanken: zu rufen, und ich vernahm endlich Eure Stimme.

Jetzt wißt Ihr, wie ich hinein gekommen bin, aber Ihr werdet mir keinen Rath geben können, wieder hinaus zu kommen.

Thränen waren die Antwort der Dame, sie wurde aufs Neue sehr muthlos.

Sagt mir doch, edle Frau, wie oft besucht Euch die Gestalt, um Euch frische Lebensmittel zu bringen.

All um den dritten Tag.

Würden wir denn nun wohl von dem, was sie Euch gebracht, beide so lange leben können?

Da steht der Mundvorrath, den sie mir vor einer Stunde gebracht, es ist sogar ein Stück gebratenes Fleisch dabei, was nicht oft der Fall ist.

Verzeiht, ich bin ein junger Mann, und dürfte das kaum für einen Tag für mich allein genug sein, doch würde die Nothwendigkeit uns auch so lange damit

ausreichen lassen, allein Ihr wollt bedenken, daß der Pfalzgraf seit drei Jahren mit Mechthildis von Staufen aus Köln verheirathet ist. Wenn wir nun auch jenes Weib zwängen, statt Eurer dies Gewölbe bis an ihr Lebensende zu bewohnen, so darf der Pfalzgraf Euch doch nie wiedersehen und Ihr ihn nicht.

Die Unglückliche sah ihn mit einem verwunderten Blick an, sie schien es nicht zu fassen, was in den letzten Worten Friedrichs lag, sie schien nicht zu fassen, daß der Pfalzgraf keine zwei Frauen haben dürfe.

Wenn Ihr glaubt, edle Frau, fuhr Friedrich fort, daß der Pfalzgraf, Euer Gemahl, an dem Verbrechen, was dieses Weib begangen hat, unschuldig ist, dann würdet Ihr durch Euer Erscheinen, durch Eure Auferstehung von den Todten, ihn in eine große Verlegenheit, ja in eine

schwere Strafe bringen. Die kirchlichen, so wie die weltlichen Gesetze erlauben in unserm Lande keinem Manne, zwei Frauen zu haben. Ihr würdet ihn also in ein großes Unglück stürzen und selbst keinen Gewinn dabei haben, Ihr würdet ihn beide, Mechthildis von Staufen so gut wie Ihr, nur als einen unglücklichen Märtyrer zu beweinen haben.

O mein Gott, mein Gott! rief da die Dame, daran habe ich in alle meinem Schmerz und meiner Betrübniß noch nicht gedacht, es würde ihn dann keine von uns besitzen; dann, fuhr sie fort, und ihre Thränen flossen auf's Neue, dann wäre es wohl besser ich bliebe bis an mein Lebensende in diesem schaudervollen Aufenthalte.

Nein, edle Frau, das sollt, das dürft Ihr nicht, jenes nichtswürdige Weib muß fernerhin diesen Kerker für Euch bewoh-

nen, und ich, ich will ihr Rabe werden, durch meine Hand soll sie ihr Futter erhalten, und das dürfte vielleicht noch karger ausfallen als das Eure; wenn ich nur noch in dieser Nacht diesen Aufenthalt verlassen könnte, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, denn was ich Euch geschworen, ich werde es halten und sollte ich selbst darüber zu Grunde gehen.

Ich darf also fest auf Euch rechnen? fragte die Dame und sah ihm scharf in's Auge.

So fest wie Ihr auf Gott bauet.

Vergebt mir diese Frage, wer aber über drei Jahre in einem finstern Kerker geschmachtet hat, der verliert das Vertrauen auf Gott und Menschen. — Hört mich an, vielleicht weiß ich einen Rath. Im ersten Jahre meines Hierseins hatte meine Peinigerin einmal diese Thür nicht verschlossen, ob aus Versehen oder ab-

sichtlich, ich weiß es nicht, ich wurde diesen Irrthum aber auch erst nach mehrern Stunden gewahr, so wie ich ihn aber entdeckte, nahm ich meine Lampe und verließ dies Gemach, um meine Freiheit zu suchen, aber — ich fand sie nicht, denn ich wußte die Richtung nicht, welche ich nehmen mußte. Ich ging in einem langen Gewölbe hinab und stand endlich vor einer Mauer, die das Ende dieses Ganges bildete, zu meiner Freude bemerkte ich aber oben unter der Decke ein großes Loch, in welches das helle Tageslicht fiel, das mir fast die Augen verblendete. Ich verweilte hier über eine Stunde, ich überlegte, ob ich hier nicht entrinnen und meine Qual enden könnte, allein meine Kräfte waren zu schwach. Als ich endlich in diesen meinen Kerker zurückzukehren gezwungen war, stieß mein Blick auf dem Rückwege auf ein menschliches Ge-

rippe, das mit einem eisernen Halsbande an die Mauer geschlossen war. Ein entsetzlicher Schreck, der mich ergriff, veranlaßte, daß die Lampe meiner Hand entfiel und erlosch.

Was ich in jener Nacht empfunden, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, das überwiegt alles, was je ein Mensch Schreckliches empfunden und ertragen hat.

Es verflossen, bis ich endlich die Thür meines Kerkers wieder fand, wo ich dann für meine Neugierde über vierzig Stunden im Dunkel zubringen mußte, vierzig Stunden, in denen ich alle nur mögliche Qualen empfand, und wenn ich einschlummerte, immer jenes Todtengerippe vor mir sah.

Auch ich, sagte Friedrich, auch ich habe jenes Gerippe nicht mit ganz gleichgültigen Blicken betrachtet, auch ich bin an der Felsenwand gewesen, da es aber mit-

ten in der Nacht war, so habe ich kein Loch unter der Decke sehen können, trage aber großes Verlangen, dort noch einmal zu stehen, man könnte doch nicht wissen, ob es nicht ein Mittel zu Eurer Rettung wäre, nehmt Eure Lampe, edle Frau, und wir machen einen Gang gemeinschaftlich dahin.

Eine halbe Stunde später standen Beide vor dem schräg hinauf laufenden Felsen, wo Friedrich sogleich ein oben unter der Decke befindliches Loch bemerkte, in welches der erste Schimmer des neu beginnenden Tages fiel. Das Loch war über einen Fuß hoch und über zwei Fuß breit, und so wie es mit jeder Minute mehr und mehr tagte, so bemerkte er, daß in dem Felsen von unten bis oben zu der Oeffnung Stufen eingehauen waren, die aber durch den Staub, den der Wind von außen hinein gewehet hatte,

nur schwach sichtbar waren. Sogleich stieg Friedrich hinauf und legte sich mit dem Oberkörper so weit als möglich hinaus. Gerade herunter sah er in einen ziemlich tiefen Abgrund und gegenüber lagen blühende Weinberge, an der Seite aber bemerkte er, wie die Grundmauer des Schlosses zwei Fuß breit hervor stand und einen bequemen Weg um das Schloß herum bildete.

Als er sich alles genau angeschauet hatte, stieg er wieder hinab. „Der Weg bis vor jenes Loch ist gebahnt, sagte er, steigt nun auch einmal hinauf und sagt mir dann, ob Ihr den Muth habt, von dort aus mit mir zu entfliehen.“

Die von den Todten auferstandene Pfalzgräfin stieg die Stufen hinauf, aber sie kehrte bald wieder zurück, indem sie sagte: wenn ich denn einmal sterben soll, so will ich doch lieber hier sterben, als

zerschmettert in den Abgrund hinab zu stürzen.

Ich dachte es mir gleich, entgegnete Friedrich, daß es für Euch kein Weg sein möchte, ich aber will es wagen, denn nur auf die Weise, daß ich erst die nöthigen Vorkehrungen treffe, kann ich Euch sicher retten. Kehren wir jetzt noch einmal in Euren Kerker zurück, wo ich mit Eurer Hülfe die Thür wieder in ihre Angeln einhängen werde, auch meine Pergament-Laterne zu entfernen suche, um jenem Weibe keine Spur zu zeigen, als ob Ihr Besuch gehabt hättet.

Die Unglückliche war mit Allem zufrieden, sie hatte ihren Erlöser schon kennen gelernt und ein festes Vertrauen zu ihm gefaßt.

Wenn ich nun fort bin, sagte Friedrich, dann schlagt Ihr die Thür wieder

in's Schloß und es wird keine Spur von einem Besuche mehr vorhanden sein.

Hatte die Dame bis jetzt vor dem Todtengerippe auch einen tiefen Schauder empfunden, so dachte sie jetzt schon nicht mehr daran, es war ihr ungleich lieber, noch einige Minuten in der Gesellschaft ihres Befreiers zu sein, sie nahm daher ihre Lampe, als die Thür wieder in ihren Angeln hing, zur Hand, und sagte: ich begleite Euch bis an die Felsenwand, und wenn Ihr hinaus seid, dann werde ich auf meine Knie sinken und Gott in einem heißen Gebet anflehen, daß er Euch glücklich den gefährlichen Gang möge vollbringen lassen.

An der Felsenwand angekommen, faßte sie des jungen Mannes Hand, sah ihm mit einem Blicke, in der ihre ganze Seele lag, in's Auge und sagte: nicht wahr, Ihr täuscht mich nicht, ich sehe Euch wieder?

So wahr mir Gott in meiner Todesstunde gnädig sein wolle, ich sehe Euch wieder. Hiermit stieg er die Stufen hinauf, sie folgte ihm, und als er hinaus war und sie ihm nachsah, streckte sie die gefalteten Hände gen Himmel und flehete zu Gott um seinen Beistand. Als sie nach länger als einer Stunde, in welcher sie ihre Blicke an der herrlichen Natur und an den unvergleichlichen Strahlen der Sonne, die sie länger als drei Jahre nicht gesehen hatte, in ihren Kerker zurückkehrte, dünkte ihr der Aufenthalt darin weit erträglicher als früher, denn sie zählte nun schon die Tage, die Stunden, wo sie ihn für immer verlassen würde.

Der Weg, den Friedrich unternommen, war weniger gefährlich als er vermuthet hatte, nur ungefähr funfzehn kurze Schritte und der Abgrund war nicht mehr vorhanden, und nach etwa noch funfzehn zu-

rückgelegten Schritten, fand er in der Mauer zu seiner Linken eine bretterne Luke, welche offen stand. Er sah hinein und fand Holz und anderes Brennmaterial darin. Nach kurzem Ueberlegen stieg er hinein und befand sich in wenig Minuten im Schlosse, wo noch alles ruhig und still war. Von jedem menschlichen Auge ungesehen, erreichte er bald die Treppe und sein Zimmer.

Er warf sein Schwert in die Ecke und sich selbst auf sein Lager, wo er über das seltsame Ereigniß, das er erlebt, nachdachte und überlegte, was nun zu thun sei. Allein konnte er die Rettung der Unglücklichen nicht vollbringen, er mußte sich Jemandem vertrauen, weil ihm alle nur möglichen Mittel fehlten; aber wem sollte er ein so wichtiges Geheimniß mittheilen, wer hatte den Muth, still und verschwiegen wie das Grab zu bleiben. Vor al-

lem bedurfte die Dame eine vollständige Kleidung, denn was sie an ihrem Leibe trug, das waren vermoderte Lumpen und er hatte weder die Mittel noch die Gelegenheit, dergleichen herbeizuschaffen. Dann durften zwei Gemahlinnen des Pfalzgrafen nicht im Schlosse sein, sie mußte also von hier fortgeschafft werden, dazu bestimmte er vorläufig seinen Vater, ihm durfte er unbedingt das Geheimniß anvertrauen, aber er bedurfte hier im Schlosse einen Freund oder einer Freundin, und nach langem Ueberlegen bestimmte er endlich seine Verlobte, Emma von Hüben, dazu.

Wir müssen mit Geduld den Erfolg erwarten.

An der nächsten Mittagstafel war die junge Pfalzgräfin ungewöhnlich heiter und vergnügt, sie trieb allerlei Scherze und Witze, die sie größtentheils an den Junker von Eppstein richtete, der aber, und gerade heute, am wenigsten dazu aufgelegt war, um darauf einzugehen oder eine passende Antwort darauf zu finden, und daher einmal über das andere roth und verlegen wurde.

Laßt mir den Eppstein zufrieden, sagte daher der Pfalzgraf, er hat seine guten Seiten und seine ganz vortrefflichen Eigenschaften, zum Scherzmacher ist er

nun aber einmal nicht geschaffen, und darum richtet Eure Witze an einen andern.

Ei, was glaubt Ihr denn, mein Herr und Gemahl, der Junker von Eppstein liebt den frohen Scherz eben so gut als wir, er macht nur heute gerade ein Gesicht, als ob er einen Pfaffen erdrosselt habe und sich nun vor dem Fegefeuer fürchte, und da muß er aus seiner Schwermuth aufgerichtet werden.

Das ist ihm angeboren, sein Vater war eben so, wäre dieser aber vierzig Jahre früher geboren, wäre er damals mit uns nach Palästina gezogen, hätte er Jerusalem und den großen, erhabenen, liebenswürdigen Kaiser Friedrich II. gesehen, und hätte Friedrich ihn gesehen, wer weiß was der aus ihm gemacht hätte. Damals, ja damals, fuhr er fort, da war das noch anders wie jetzt, damals gab es unter

dem Adel so gelehrte Leute, wie dieser Friedrich es ist —

Friedrich stand auf und verbeugte sich tief.

noch nicht, fuhr der Pfalzgraf fort, wer damals seinen Namen unter ein Document schreiben konnte, der war schon ein halber Gelehrter. Wenn ich an diesen großen, erhabenen Monarchen denke, so wird mir das Herz in der Brust noch immer größer. Freundlich, liebenswürdig, herablassend, gütig bis zur Anbetung, aber im nächsten Augenblick, wenn es die Nothwendigkeit gebot, streng und ernst. Wenn ich mir den reizenden Garten vor Jerusalem denke, — fuhr er in seiner Geschwätzigkeit fort, denn dies war sein Lieblings-Thema — den ihm der Sultan Malet-al-Kamel's nach dem Friedensschlusse hatte einrichten lassen, so werde ich immer wieder jung und ich wünsche mir

nur noch einmal diesen Anblick. Da saß der große Kaiser Abends, wenn die große Schwüle des Tages vorüber war, unter hohen Pinien und schlanken Palmen und athmete die kühle Abendluft und die kräftigen Balsamdüfte ein. In den Bäumen kletterten zahme Affen umher und machten ihm ihre närrischen Sprünge vor, auf den Zweigen wiegten sich Papageien und gaben ihre wunderlichen Töne von sich. Giraffen, Kameele und Dromedare reckten ihre hohen Hälse neugierig über die Gebüsche, auch zwei schneeweiße Elephanten schritten in einiger Entfernung mit majestätischen Schritten dahin. Zu seiner Linken lag sein Lieblingshund, zu seinen Füßen aber streckte sich ein großer afrikanischer Löwe, der mit zugedrückten Augen sich die Liebkosungen seines kaiserlichen Herrn gefallen ließ. Zu seiner Rechten

aber saß Eudoxia, eine Sklavin, die ihm der Sultan geschenkt hatte.

Von dieser, meine Damen, fuhr er fort, darf ich nicht reden. Es giebt in unserm armen Abendlande viel schöne Weiber und viel schöne Mädchen, wir haben hier an diesem Tische mehrere Beispiele davon, allein eine Eudoxia gab es nur einzig und allein in der Welt, eine Beschreibung von ihrer unendlichen Schönheit, von dem unbegreiflichen Zauber, den ihre Augen, ihre Blicke um sich herum verbreiteten, unterstehe ich mir nicht zu liefern, denn sie war auf der ganzen weiten Erde wahrscheinlich das größte und einzige Ideal.

Die junge Pfalzgräfin und Emma von Hüben, die wirklich auf körperliche Schönheit Ansprüche machen konnten, rümpften ein wenig die Nase, aber der Pfalzgraf achtete nicht darauf; wenn er mit seinen

Gedanken in Palästina war, dann ruhete er auf seinen Lorbeeren und nichts hatte mehr Reiz und Werth für ihn.

Friedrich von Eppstein aber hatte auch seine Gedanken, denn ihm war von dem, was der Pfalzgraf gesagt, kein Wort entgangen. Nein, dachte er, nein, es ist nicht möglich, ein Mann, wie dieser, in dem so viel Poesie, so viel Gefühl für alles Große und Schöne, was es in der Welt giebt, verborgen liegt, der kann ein solches Verbrechen nicht auf sich geladen haben, er ist daran unschuldig; jenes Weib allein trägt die Schuld, und sie soll dafür büßen.

Als die Tafel aufgehoben war, begleitete Friedrich seine Verlobte auf ihr Zimmer.

Auch Emma hatte den ungewöhnlichen Ernst ihres Geliebten während der Tafel bemerkt, und sie konnte es ebenfalls in

ihrem jugendlichen Muthwillen nicht unterlassen, ihn auf dem Wege dahin zu necken. Doch wie wurden die freundlichen, lieblichen Züge dieses schönen Mädchens plötzlich ebenfalls so ernst, als Friedrich die Thür verriegelte und ihr sagte, daß er ihr ein höchst wichtiges Geheimniß anvertrauen und um gewissenhafte Verschwiegenheit bitten müsse.

Starr vor Entsetzen saß Emma da, als ihr Friedrich seine Erlebnisse der verflossenen Nacht haarklein mitgetheilt hatte.

Was ist aber da zu thun, sagte sie endlich, als sie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, Du hast geschworen, sie zu erretten, und selbst wenn Du es nicht geschworen, so wäre es dennoch eine heilige Pflicht, denn Dich hat Gott dazu ersehen, ihr Erlöser zu werden.

Das ist der Grund, weshalb ich einen Mitwisser haben muß, um zu überlegen,

was zu thun und wie die Befreiung mög=
lich zu machen ist.

Es ging nun an ein Berathen und Verwerfen der schon gefaßten Beschlüsse, endlich aber kamen sie dahin überein, daß ihr Emma von ihren Kleidern und ihrer Wäsche das Erforderliche geben und daß, wenn Friedrich sie in der Nacht aus ih=
rem unterirdischen Grabe heraus brächte, sie eine, oder auch erforderlichen Falls ei=
nige Nächte in ihrem Schlafgemach ver=
weilen solle.

Wie aber, sagte Friedrich, wenn es mir gelungen, wenn ich sie wirklich in der Nacht bis hierher brächte, wenn sie sich in Deinem Schlafgemach befände, wenn sie sich nach beinahe vier Jahren einmal wieder in einer menschlichen Wohnung, als Mensch unter Menschen, unter der Pflege eines liebenswürdigen weiblichen Wesens befände, und die junge Pfalzgräfin, die,

wie ich weiß, Dich jeden Tag hier mehrere Male besucht, sie entdeckte, wie dann?

Das muß ich zu vermeiden suchen, und ich denke, das soll mir nicht schwer fallen; ich muß mich in den Stunden, wo sie zu kommen pflegt, im Garten aufhalten und meine Thür sorgfältig verschließen. Aber wenn sie nun auch drei, vier Tage sich hier so versteckt halten könnte, länger wäre es doch nicht gut möglich, wie dann?

An das alles habe ich schon gedacht, allein die schwierigsten Aufgaben sind dann doch noch immer zurück, ich muß auch einen Mann in mein Geheimniß ziehen, und dieser Mann soll mein Vater sein.

Das halte ich für das Beste; wie wird es aber möglich sein, sie am hellen Tage aus der Burg zu schaffen? und wer steht Dir dafür, mein Geliebter, daß wenn sie einmal aus ihrem Gefängniß befreiet ist,

sie von ihren Rechten keinen Gebrauch machen will?

Darüber bin ich mit ihr einig, sie weiß recht gut, daß der Pfalzgraf, ihr Gemahl, nicht zwei Frauen haben darf, und sie ist weit entfernt, das einmal geschehene Verbrechen noch vergrößern zu wollen. Sie hat weiter keinen Wunsch, als aus ihrem schaudervollen Aufenthalte erlöst zu werden und wieder unter Menschen zu leben, worauf sie auch die gerechtesten Ansprüche zu machen hat.

Es ist entsetzlich, ja fast unbegreiflich, wie ein Weib, wie diese Gräfin von Ingelheim, ein solches Verbrechen hat begehen können. Aus Deiner Erzählung geht ganz deutlich hervor, daß sie aus Haß die Krankheit und den Scheintod der Pfalzgräfin herbeigeführt und daß sie statt ihrer Leiche Steine in den Sarg gelegt hat, die in der Begräbnißhalle beigesetzt sind.

Sie soll mir das alles beichten, ich werde schon Mittel finden, sie zu einem ausführlichen Geständniß zu bringen.

Nun, mein Geliebter, fuhr Emma fort, setzen wir den Fall, wir hätten die arme betrogene Pfalzgräfin schon hier in meinem Zimmer, wir hätten sie mehrere Tage hier gepflegt, wozu ich Rath schaffen werde, wie sie dann aus dem Schlosse bringen?

Ich habe mir etwas ausgedacht, und so wird, so muß es gehen. Erst leihest Du ihr von Deinen Kleidern, und dann leihe ich ihr von den meinigen, und, als ob ich einen Freund, der mich hier besucht, das Geleit gebe, führe ich sie frei und öffentlich hinaus. Einmal außerhalb des Schlosses, findet sich dann Rath, sie zu Pferde oder zu Wagen in meine Heimath zu führen.

Gott gebe zu dem Gelingen seinen

Segen, sagte Emma, und drückte ihrem Verlobten tief bewegt die Hand.

Das wird er, und sein Segen wird uns dafür auf unserm ganzen Lebenswege begleiten.

Noch über eine Stunde blieben die Verlobten zusammen, und beriethen sich über alle nur möglichen Fälle, die ihnen bei einem so schwierigen Unternehmen begegnen könnten und wie sie denselben vorbeugen oder entgehen könnten, und mit beklommenen Herzen trennten sie sich dann; aber beide verträumten, so weit sie auch von einander entfernt waren, eine unruhige Nacht.

Am nächsten Morgen machten die vier Junker ihren gewöhnlichen Spazierritt, von dem wir ihnen eine glückliche Heimkehr wünschen.

Der Tugend Sieg und Lohn.

In einer Weinstube in einem Dorfe, etwa drei Viertelstunden von Bacharach und eben so weit von dem pfalzgräflichen Schlosse Stahleck entfernt, saßen drei Männer und hatten eine Kanne des besten Johannisberger vor sich, der ihnen, wie es schien, ganz vortrefflich mundete; vor der Thür des kleinen Hauses aber stand ein Knecht, der drei muthige Gäule, das seine nicht mit gerechnet, am Zügel hielt und im Fenstergesimse ebenfalls einen gefüllten Becher stehen hatte.

Die drei Herren, die in der kleinen

niedrigen Stube saßen, waren Niemand anders, als der Kauf- und Handelsherr Meister Windrich, der Junker Conrad von Ehrenthal und der Junker Franz von Bila. Alle drei Männer hatte die Rache, wenn auch aus verschiedenen Gründen, hierher geführt. Der Erste wollte sich für die von dem Junker Friedrich von Eppstein vor der Burg des Grafen von Nüringen erhaltene Wunde und das Lösegeld, was er an den Grafen hatte zahlen müssen, rächen, der Junker Conrad von Ehrenthal aber trug einen noch viel stärkern Haß in seinem Herzen, er konnte ihm den Raub der Emma von Hüben nie und nimmer vergeben. Der Junker von Bila hatte zwar dergleichen nicht zu rächen, aber darum kochte doch ein unversöhnlicher Haß in seiner Brust. Seine Kniewunde, an der er Zeit seines Lebens ein sichtbares Zeichen seiner Niederlage errungen, ließ ihn alle

Menschlichkeit vergessen, er lechzte wie ein Bandit nach dem Blute dieses braven, tapfern und in jeder Hinsicht ehrenwerthen jungen Mannes.

Bei stets gefüllten Bechern waren diese drei jungen Männer in einer sehr lebhaften Unterhaltung. Conrad und Franz wollten ihn durchaus tödten, er mußte auf keinen Fall mit dem Leben davon kommen; er konnte dann nicht mehr reden, er konnte, wenn er todt war, nichts mehr verrathen, und Emma von Hüben war dann wieder frei. Herr Windrich dagegen wollte ihn lebendig haben, er wollte ihn in seinem großen Hause, das zehn Jahre früher noch ein Mönchskloster gewesen, in dessen noch vorhandenen Kreuzgängen es noch verschiedene verborgene Kerker gab, einsperren und ihn nach eigner Lust darin züchtigen.

Arme, lebendig begrabene Pfalzgräfin!

wenn das Auge Gottes, das nur die Gerechtigkeit liebt, an diesem Morgen kein Wunder thut, so wirst Du wohl bis zum letzten Hauche Deines Lebens einer Erlösung aus Deinem finstern Grabe vergebens harren.

Indem die drei Herren in der kleinen Weinstube noch tranken, stritten und eiferten, erscholl draußen ein Zeichen mit einer kleinen Pfeife, das nur sie verstanden. Augenblicklich sprangen alle drei zugleich auf, stürzten den letzten Becher hinunter, ergriffen ihre Schwerter und verließen eilig die Stube. Die beiden Junker aber hatten zuvor noch eine Vorsicht zu beobachten, sie verhüllten ihr Gesicht mit einer schwarzen Maske und saßen dann in wenig Augenblicken im Sattel.

Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, sagte der Knecht, in wenig Augenblicken

werden sie um jene Ecke biegen und uns erblicken.

Da gaben die Reiter ihren Pferden die Sporen und waren in wenigen Minuten in einem Eichenwalde verschwunden.

Zwischen diesem Walde, an dem ein breiter Weg vorüber führte, bis an das Ufer des Rheins, war eine Fläche von etwa vierzig bis funfzig Schritten. Der Junker von Eppstein, der keine Ahnung von einem feindlichen Ueberfall hatte, kam mit seinen drei Gefährten im ruhigen Schritt daher und unterhielt sich mit ihnen, doch wie er an Vorsicht gewöhnt, sein Auge überall hatte, so fiel sein Blick auf den Eichenwald und er erblickte die vier Reiter, die sich unter den ersten Bäumen so aufgestellt hatten, daß sie und ihre Pferde dem Rhein zugewandt waren. Friedrich erkannte aber auch auf den ersten Blick

den Meister Windrich aus Mainz und errieth seine Absicht.

Ha! rief er seinen Gefährten zu, das gilt uns, macht Euch fertig, zieht Eure Schwerter und zeigt, daß Ihr Männer werden wollt. Verkaufen wir diesen Männern, die nach meinem Blute lechzen, unser Leben so theuer als möglich.

Die drei Junker erschracken heftig, aber sie wurden nicht muthlos, sie zogen ihre Schwerter und setzten sich fest in dem Sattel.

Neben dem Wege bis zu dem eigentlichen Eichenwalde standen aber auch noch zerstreut einige riesengroße Eichen, unter denen die Hirten während der heißen Mittagsstunden mit ihrem Vieh Mittagsruhe hielten.

Folgt mir! rief ihnen Friedrich zu, umringen wir einen dieser Bäume und halten uns den Rücken frei.

Sie hatten kaum Posto gefaßt, als die vier Reiter schon heransprengten und in ihrer Nähe Halt machten.

Ha, ich freue mich, Euch einmal unter freiem Himmel zu treffen! rief ihm Herr Windrich zu, ich werde Euch zwingen, einen Gang mit mir zu machen, wobei ich sehen werde, ob Ihr wirklich so tapfer seid, oder ob Euch das Glück nur günstig gewesen ist.

Glück gehört immer dazu, entgegnete Friedrich, denn man hat ein Beispiel an dem Riesen Goliath und dem kleinen David, wenn Ihr es indeß wollt, so kenne ich keine Furcht, wenn Ihr auch um zwanzig Jahre älter seid, als ich, aber ich sehe nur keinen rechtlichen Grund, vielmehr betrachte ich Euer Erscheinen auf öffentlicher Landstraße als einen räuberischen Ueberfall.

Tod und Hölle! wofür haltet Ihr mich?

Für einen Krämer aus der erzbischöflichen Stadt Mainz. Für einen Rebell, der sich erlaubt hat, gegen einen Ritter des Rheingau's einen rebellischen Ausfall zu thun und zu leiten, woran die Mainzer Bürger, durch Euch verführt, denken werden, und wofür ich Euch gezüchtigt habe.

Das hat der Zufall Euch gelingen lassen, aber für diese Züchtigung, wie Ihr es nennt, sollt Ihr mir heute büßen. — Zieht Euer Schwert.

Ich bin jeden Augenblick dazu bereit, doch mache ich es zur Bedingung, daß diese Junker hier unangefochten bleiben, denn sie haben keinen Theil an jenem Euren Ueberfall genommen, und daß jene Herren da, die sich scheuen, ihr leibliches Angesicht zur Schau zu tragen, sich nicht wie Räuber oder Banditen betragen werden, weil das sehr üble Folgen für sie

haben möchte. Bei diesen Worten warf Friedrich einen verächtlichen Blick auf die Junker von Ehrenthal und von Bila, und hielt sich zum Kampfe bereit.

Die Kämpfenden legten sich aus und es begann ein Streit nach den Regeln der Kunst, worin Herr Windrich bewies, daß er darin kein Neuling war, als er aber nach zehn Minuten des Gefechts sah, daß er auf diesem Wege seinem Gegner nicht beikommen würde, versuchte er's auf eine andere Weise, und es wäre ihm beinahe gelungen, dem Junker Friedrich einen lebensgefährlichen Stoß beizubringen. Friedrich hatte indeß in seinen Augen gelesen und errathen, was in seiner Seele vorging, und zu rechter Zeit den Stoß ausparirt. „Gemeine Krämerseele! rief er ihm zu, hat man Euch das in der Fechtschule gelehrt, dann war Euer Meister ein Schuft."

Windrich entgegnete hierauf nichts, aber

er knirschte vor Wuth mit den Zähnen und der Kampf begann aufs Neue.

Bei der zweiten Quart, wobei Herr Windrich nicht vorsichtig genug gewesen war, fuhr ihm Friedrichs Schwertspitze in den Unterleib, er stieß einen durchdringenden Schrei aus und sank leichenblaß vom Rosse. In diesem Augenblick sprangen die beiden Junker, seine Freunde, herzu, hoben ihn vom Pferde, übergaben ihn seinem Knechte und drangen auf Friedrich ein, indem der Eine sagte: mit dem ist es Euch gelungen, nun aber kommen wir an die Reihe, versucht Euer Glück nun mit uns.

Mit Euch? fragte Friedrich, mit Euch habe ich gar nichts zu schaffen, denn ich halte Euch für Räuber und Wegelagerer, ich aber bin von edler Geburt und ist mein Schwert für Euch zu gut, steht Ihr

mir aber gleich, so nehmt Eure Maske ab und nennt mir Eure Namen.

Memme! rief Conrad von Ehrenthal, wenn Du Muth hättest, so würde Dich das wenig kümmern.

Nach diesen Worten ließ Friedrich seinen Arm und sein Schwert sinken und betrachtete die Herren mit einem verächtlichen Blick. „Raubgesindel! rief er ihnen zu, ist Euch an unserer Habe gelegen, so mögt Ihr sie nehmen, aber zu einem Zweikampf seid Ihr mir zu schlecht."

Hiernach schien sich Conrad von Ehrenthal nicht mehr mäßigen zu können, er zog sein Schwert und drang auf Friedrich ein. Ein Gleiches that Franz von Bilg.

He, meine Freunde, jetzt ist es Zeit, rief Friedrich da den drei Junkern zu, Ihr seht sie über mich herfallen, wie ein Paar gemeine Straßenräuber; schlagt zu, schlagt sie todt!

Bruno von Wellhausen, der älteste von den drei Junkern, der zwar sein Schwert noch nie gegen eine Menschenbrust gerichtet hatte, ließ sich das nicht zum zweiten Male sagen, er drang ohne Furcht auf den Junker von Bila ein, ihm folgte sogleich Hugo von Eberstein und es begann ein Kampf, dem der Junker von Bila nicht gewachsen war. So kräftig er auch um sich hieb, so war es ihm doch nicht möglich, mit einem Hiebe zwei auszupariren, und er bereuete es zu spät, sich in einen so ungleichen Kampf eingelassen zu haben. Nachdem er schon aus mehreren Wunden blutete, erhielt er noch einen ungewöhnlich kräftigen Hieb auf die rechte Schulter, worauf sein Schwert zu Boden fiel, er riß sein Pferd rasch herum und entfernte sich vom Kampfplatze.

Der Junker Conrad von Ehrenthal war glücklicher gewesen, er hatte den kaum

siebenzehnjährigen Kuno von Trautstein gleich zu Anfang des ungleichen Kampfes einen Hieb über den linken Schenkel versetzt, der diesem heftig schmerzte und ihn bald zwang, sich zurückzuziehen, und hatte er es nur noch mit Friedrich von Eppstein allein zu thun. Ehe indeß Kuno von Trautstein ganz vom Kampfe abließ, richtete er in seinem Schmerze noch einen gänzlich unregelrechten Hieb auf den vermeintlichen Räuber, der diesen seines leichten Helms und seiner Maske beraubte. Friedrich von Eppstein brach hierüber in ein lautes Gelächter aus, wobei er sein Schwert sinken, seinen Gegner aber keine Sekunde aus den Augen ließ, denn er sah, wie dieser vor Wuth kirschroth wurde. „Den Schimpf, rief er ihm zu, hättet Ihr Euch ersparen können, denn Ihr seid doch nun aus der Liste der Edeln ausgestrichen, mit einem gemeinen Straßen-

räuber wird hinfort kein Edler eine Lanze mehr brechen wollen."

Ihr habt mir mein ganzes Lebensglück geraubt, Ihr habt mir meine Geliebte, meine Emma von Hüben geraubt, und mit dem Worte „Straßenräuber" habt Ihr mir auch meine ritterliche Ehre geraubt; Euch hat ein böser Geist auf die pfalzgräfliche Burg gesandt. Ich habe jetzt nichts mehr auf dieser Welt zu verlieren, denn das nackte Leben hat keinen Reiz und keinen Werth mehr für mich; drum zieht noch einmal Euer Schwert, einer von uns Beiden muß hier auf der Wahlstatt bleiben.

Wie es Euch beliebt, vormaliger Junker von Ehrenthal. Gott, der sein Auge überall hat, mag entscheiden.

Und es begann ein nochmaliger Kampf auf Tod und Leben, wobei der Junker von Wellhausen ein unpartheiischer Zeuge war.

Friedrich, zwar schon eines Theils seiner Kräfte beraubt, nahm sich noch einmal zusammen. Alle Regeln der Kunst wurden hier von Seiten Ehrenthals bei Seite gesetzt, was indeß Friedrich nicht that, und da es einmal auf Tod oder Leben galt, so richtete er seine Hiebe besonders auf den entblößten Scheitel seines Gegners. Schon hatte der Kampf über eine volle Minute gedauert, Friedrich hatte schon mehrere empfindliche Streiche empfangen, sein linker Arm blutete und am Halse fühlte er einen brennenden Schmerz, aber das irrete ihn nicht, den Kampf muthig fortzusetzen, und endlich gelang es ihm, den entblößten Scheitel zu treffen. Dieser Hieb war entscheidend, Conrad ließ sein Schwert sinken, er erkannte sich für besiegt und schon nach einigen Augenblicken sank er betäubt vom Rosse.

Es war indeß hohe Zeit, auch Fried-

rich von Eppstein, der jugendliche Held war fertig, seine Kräfte verließen ihn, er stieg zwar noch allein vom Pferde, sank aber gleich darauf ins weiche Gras.

Verschiedene Bauern, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich unterdeß hier gesammelt hatten, legten sogleich mit dem Junker von Wellhausen und dem andern, ebenfalls nicht verwundeten, Hand an. Conrad von Ehrenthal, der mit dem Tode rang, und sein Freund, Franz von Bila, der sich wieder etwas erholt hatte, wurden durch die Bauern nach dem Dorfe und der Weinschenke, wo sie eine halbe Stunde früher wacker gezecht, zurück gebracht. Wo Herr Windrich aus Mainz geblieben, wußte man nicht.

Eine halbe Stunde später waren die Wunden Friedrichs und des Junker Kuno von Trautstein mit Hülfe der Bauerweiber, denen das junge, frisch vergossene Blut

so recht von Herzen leid that, rein gewaschen und leidlich verbunden, sie stiegen wieder zu Pferde und ritten in langsamem Schritt den Rhein hinauf, der pfalzgräflichen Burg zu.

Gott ist gerecht, Gott ist gnädig, dachte Friedrich, als er so in seinem Schmerze dahin ritt. Wäre ich in diesem ungerechten Kampfe geblieben, was würde dann aus der lebendig begrabenen Pfalzgräfin geworden sein, die Bosheit eines nichtswürdigen Weibes würde gesiegt haben und diese Unglückliche bis an ihr Lebensende in ihrem finstern Grabe geblieben sein.

Die Mittagstafel war schon angerichtet, als die vier Junker, die man schon längere Zeit vergebens erwartet hatte, wie ein Leichenzug in das Schloßthor einritten.

Große Gelehrte, Philosophen und Dichter haben schon eingeräumt, daß unter verwandten Seelen eine heilige Sympathie, eine Ahnung unter gewissen Umständen stattfindet, und wir sind weit entfernt, dies bezweifeln zu wollen. Der Pfalzgraf Herrmann von Stahleck hatte den ganzen Morgen in stillem, finstern Hinbrüten auf seinem Zimmer zugebracht, eine lange Vergangenheit hatte er vor sich vorüber gehen lassen, und den beschwerlichen Feldzug nach Jerusalem abgerechnet, dessen er sich stets mit Vergnügen erinnerte, hatte sein Jugendleben wenig

erfreuliche Erinnerungen aufzuweisen. Unter einem barschen, unfreundlichen Stiefvater und später unter falschen, heuchlerischen Pfaffen erzogen, waren die ersten siebenzehn Jahre seines Lebens öde und freudenlos dahingeschwunden. Die Rosenzeit seines Lebens waren andere siebenzehn oder eigentlich nur zehn Jahre, es war die Zeit, wo er mit seiner Bertha vermählt gewesen. — Sie, seine Bertha, hatte ihn treu, wahrhaft, zärtlich und aufrichtig geliebt, in ihrer Seele war nie ein anderer Gedanke aufgestiegen als der, ihm Freude zu machen und seiner Liebe immer würdiger zu sein.

Wie es indeß auf Erden noch nie eine vollkommene Glückseligkeit gegeben, so war es auch hiermit. Herrmann wünschte sich einen Sohn, einen Erben seiner bedeutenden zeitlichen Güter. Der Gedanke, sich Vater und seine Bertha Mutter nen-

nen zu hören, schloß alles in sich, was der Mensch Glück auf Erden nennt; aber dies Glück wurde ihm nicht zu Theil; dessenohngeachtet war er aber weit entfernt, seiner Bertha auch nur den leisesten Vorwurf zu machen, er liebte sie daher stets mit gleicher Liebe.

Seine jetzige Gemahlin, geborne von Staufen aus Köln, liebte ihn auch, sie hatte es ihm wenigstens schon mehr als einmal gesagt, aber je mehr und je länger er darüber nachdachte, so mußte er sich gestehen, daß diese Liebe einer jungen schönen Frau, die jetzt erst eigentlich recht schön wurde, nur eigentlich und in nichts weiter als den Worten bestand. Und wie hätte es auch anders sein können, Mechthilde war ein und zwanzig Jahre alt, er ein und sechszig, es konnte nichts weiter als eine kindliche Liebe zu einem Vater sein. „Es ist nur gut, sagte sich Herr-

mann, daß ich die Gelegenheit benutzt, und den Friedrich von Eppstein mit der Emma von Hüben verlobt habe, er ist gerade so ein Mann, dem alle Weiber- und alle Mädchen-Herzen so ganz unwillkührlich entgegen fliegen müssen, ich hätte sonst noch merkwürdige Begebenheiten hier in meinem Schlosse erleben können; den habe ich mir aber dadurch fern gehalten und die übrigen Junker schlummern noch in der Kindheit, und merke ich, daß sie da heraus wachsen, nun dann müssen sie in ihre Heimath zurückkehren."

Bald kam er in seinen Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart wieder auf seine erste Gemahlin zurück und er mußte sich gestehen, daß sein eigentliches häusliches Glück nicht siebenzehn, sondern eigentlich nur zehn Jahre gedauert habe, und das von dem Tage an, wo seine Verwandte, die Gräfin von Ingel-

heim in sein Schloß gekommen, es mit seiner Häuslichkeit rückwärts gegangen sei. „Der Teufel muß in diesem Weibe wohnen, sagte er sich selbst, und doch bin ich nicht der Mann, der ihn auszutreiben versteht. Sieht man sie so an, so ist sie die Sanftmuth, die Leutseligkeit selbst. Sie scheint sich so wenig um die Welt als um die Menschen hier im Schlosse zu bekümmern, und doch weiß sie alles, was hier und dort vorgeht, drum sage ich, sie muß mit dem Teufel ein Bündniß haben. — Und wenn ich wieder bedenke, wie sie vor vier Jahren, als meine Bertha plötzlich erkrankte, dieses herrliche Weib, der in ihrem ganzen Leben kein Finger weh gethan, wie sie sich da ihrer annahm, Tag und Nacht nicht von ihrer Seite wich, und keinem, wer es auch sein mochte, ihre Pflege anvertrauen wollte, dann muß ich doch wieder gestehen, daß sie nicht

mein Eheteufel war. Und wenn ich endlich die Fluth von Thränen bedenke, die sie vergoß, als Gott meines geliebten Weibes Auge auf ewig geschlossen, dann muß ich doch wieder glauben, daß es Niemand auf der ganzen Erde mit mir und mit ihr besser gemeint, als sie. — Nur mit der Beisetzung ihrer Leiche, ich glaube, das hatte nicht so ganz seine Richtigkeit; aber, fuhr er nach kurzem Bedenken fort, ich bin doch wohl ein Thor, was war da noch mit ihr zu machen, sie meinte es gut mit mir, sie wollte mir den letzten Schmerz ersparen."

Wenn sich der Pfalzgraf auch auf einige Minuten in seiner Selbstunterhaltung unterbrach, so war doch seine Seele heute mehr als je zuvor mit der Verstorbenen beschäftigt, es mußte nothwendig eine heilige Sympathie, eine Ahnung zwischen diesen beiden Seelen stattfinden, die sich wahr=

scheinlich Niemand weiter, als Friedrich von Eppstein, wenn er darum gewußt, würde haben erklären können.

Da dem Pfalzgrafen indeß seine Verwandte mit ihrem unheimlichen Wesen, mit ihrem geisterhaften Umherschleichen im Schlosse, das noch immer eine Trauer um die Verstorbene vorstellen sollte, immer mehr zuwider wurde, so beschloß er, sie aus seinem Schlosse zu entfernen. „Wenn sie die Einsamkeit und die Frömmelei liebt, sagte er sich, so mag sie in ein Kloster gehen, diese Häuser sind für solche Personen errichtet.“ Aber er mußte sich in der nächsten Minute schon wieder gestehen, daß er nicht den Muth habe, es ihr zu sagen, und er beschloß, seinen jungen Liebling, den Junker Friedrich, damit zu beauftragen.

Indem er noch so da saß und grübelte, erhielt er die Nachricht von dem

feindlichen Ueberfalle der Junker. Jahre waren verflossen und der Pfalzgraf war nicht so schnell von seinem bequemen Lehnsessel aufgekommen, als in diesem Augenblick.

„Zum Teufel! rief er, ich lebe ja mit all meinen Nachbarn im besten Frieden, woher denn also ein feindlicher Ueberfall, sollten denn die Mainzer — ha! an sie hatte ich nicht gedacht, aber wart', das soll Euch schlecht bekommen;" — und er eilte hinab in den Schloßhof, wo er seinen Liebling, Friedrich von Eppstein, und Kuno von Trautstein bleich und ermattet von ihren Pferden heruntersteigen sah.

In derselben Minute waren alle Bewohner des Schlosses, außer der Gräfin von Ingelheim, die man nie anders, als in der Gestalt eines Gespenstes umherschleichen sah, im Schloßhofe versammelt. Jeder von Ihnen, und besonders die Da-

men, äußerten ihren Schmerz über den unglücklichen Vorfall laut und unverhohlen; aber auch der alte ehrliche Burgpfaff war sogleich bei der Hand und erklärte die Wunden, welche die jungen Herren mitgebracht, für durchaus nicht gefährlich. Emma von Hüben und die junge Pfalzgräfin ließen es sich aber doch nicht nehmen, mit Binden und Charpie dem Junker von Eppstein auf sein Zimmer zu folgen, um den ersten Verband anlegen zu sehen.

Während dies geschah, mußte der Junker Bruno von Wellhausen und der Burgvoigt dem Pfalzgrafen auf sein Zimmer folgen, wo der Erstere über den Her- und Ausgang der Sache Bericht erstatten mußte.

So, so, sagte der Pfalzgraf, als der Berichterstatter die Namen von Ehrenthal und von Bila nannte; so, so, das ist ja sehr erfreulich für uns, und er betrachtete

dabei seinen Burgvoigt mit einem durchdringenden Blick. Dieser aber, der dadurch das herannahende Ende seines einzigen Sohnes erfahren, fand das durchaus für sich nicht erfreulich, auch er warf einen durchdringenden Blick auf den Pfalzgrafen, indem er sagte: das ist also die Frucht und der Dank, den ich für langjährige treu geleistete Dienste hier erndte, daß Ihr mich in meinem Unglück noch verhöhnt? O, wahrlich! die Menschen sind es nicht werth, daß man ihnen Opfer bringt, und Ihr, Herr Pfalzgraf, seid es gerade am wenigsten werth.

Halt! rief da der Pfalzgraf, was willst Du damit sagen, Alter?

Was ich Euch so eben gesagt, und ich nehme es nicht zurück. Hätte ich keinen Sohn gehabt, so hätte ich Euch nicht gebraucht, für ihn habe ich gethan, was ich gethan, mit ihm habe ich mich um die

reiche Erbin Emma von Hüben beworben, sie ist für ihn, er für mich verloren, so lebt denn wohl, Pfalzgraf Hermann von Stahleck, wir sehen uns in diesem Leben nicht wieder. Hiermit machte er eine kurze Verbeugung und wollte sich entfernen.

Halt! rief da abermals der Pfalzgraf, das alles habe ich nicht gewußt, ich höre das in diesem Augenblick zum ersten Male, und obgleich ich daran den größern Theil der Schuld trage, so ist das, was ich gethan, mir doch nicht gereuet, denn was ich habe gethan und geschehen lassen, das that ich für den Sohn meines alten Freundes. Du aber auch, mein alter Freund, Du thust mir um so mehr leid, wirf darum keinen Haß auf mich, reiche mir Deine Hand und laß uns Freunde bleiben so lange wir noch leben. Eile fort von hier, nimm Dir den schnellsten Renner aus dem

Stalle und suche Deinen Sohn zu retten, wenn Rettung noch möglich ist, dann aber kehre in Frieden wieder hierher zurück.

Der Burgvoigt, der kein so versöhnliches Herz wie der Pfalzgraf hatte, reichte ihm zwar die Hand, aber in seiner Brust kochte die Wuth und die Rache, auch er schwur in seinem Innern dem Junker von Eppstein Tod und Verderben.

Friedrich lag einige Tage in einem heftigen Wundfieber, allein er ertrug es mit Sanftmuth und Zufriedenheit, denn Emma, seine Verlobte, wich nicht von seinem Lager, sie pflegte und unterhielt ihn so lange, bis er wieder aufstehen, und sich selbst wieder beschäftigen konnte. Zehn Tage und zehn Nächte hatte er schon zwischen den vier Wänden verlebt und sich schmerzlich nach Besserung gesehnt, als er aber am Morgen des eilften Tages froh und heiter erwachte, da warf er einen leichten

Mantel über seine Schultern und schlich sich hinab in den Garten. Die kühle Morgenluft rauschte frisch und fröhlich durch die Bäume, und schaukelte in den grünen Wipfeln und den Hecken die befiederten Sänger munter. Ueberall erwachte das Leben in tausend Gestalten, und unzählige Geschöpfe summten, schwirrten und jubelten durch die Luft, die die Fülle der neuen Lebenskraft in ihnen hervorrief. Die Blumen öffneten ihre bunten Aeugelein und blickten mit einer Thräne der Dankbarkeit, die in ihrem Kelche zitterte, nach dem tiefblauen Himmel hinauf. Süße Düfte waren ihr Morgengebet, die sich in dem weiten Schöpfungsraume verloren.

Friedrich war entzückt, diesen Jubel der Natur wieder zu genießen, und auch aus seiner Brust stieg ein heißes Dankgebet zum Schöpfer der Welten empor. Aber es war nicht allein die Liebe zum

Leben, nicht allein die Liebe zu seiner Emma, die dies heiße Dankgebet zu dem Allmächtigen in ihm aufsteigen ließ, es war mehr der Gedanke an jene Unglückliche, an jene lebendig Begrabene, an sie hatte er auf seinem Schmerzenslager mehr als an sich selbst gedacht. Was wird sie glauben, was wird sie denken, fragte er sich, sie muß mich für einen Leichtsinnigen, ja wohl gar für einen Elenden halten, der mit ihrem Jammer sein Gespött treibt, und Gott ist doch mein Zeuge, daß ich den unseligen Streit nicht hervorgerufen; und er streckte noch einmal die Hände zum Himmel empor und bat Gott, daß er ihm bald seine verlornen Kräfte wiedergeben möchte, damit er das Werk der Errettung bald vollbringen könne.

Indem er so langsamen Schritts dahin ging und sich an dem Jubel der Na-

tur erfreuete, kam eilig Jürta, die Zofe seiner Emma, daher.

„Aber mein Gott, gnädiger Junker, was macht Ihr? kaum von den Todten auferstanden, wagt Ihr Euch schon in diese kühle, frische Morgenluft hinaus, Ihr werdet gewiß aufs Neue wieder krank werden.“

Sei unbesorgt, mein liebes Kind, entgegnete Friedrich, ich bin ein Mann und nicht so weichlich, als Du vielleicht glaubst; übrigens danke ich Dir für Deine Besorgniß.

Es mag wohl sein, und wenn ich Euch — sie sah glühend roth werdend zu Boden — ja, wenn ich Euch nicht so lieb hätte, dann würde es mich wenig kümmern, aber —

Ich danke Dir, meine liebe Jürta, und wenn ich ein leichtsinniger Mann wäre, wie es deren viele unter meinem Geschlecht giebt, so würde ich Dir sagen, ich bin entzückt,

ich habe Dich schon längst bis zum Rasendwerden geliebt, und Du würdest es mir glauben und würdest dann betrogen werden, aber ich sage Dir für Deine Liebe meinen Dank, denn Du hast Dir damit meine Dankbarkeit erworben, und ich werde nicht vergessen, was ich Dir dafür schuldig bin.

Und darum liebe ich Euch gerade noch um so mehr, weil Ihr mir keine leere Schmeichelei, keine Unwahrheit gesagt habt. — Sie sah sich rasch nach allen Seiten um und als sie bemerkte, daß sie noch allein mit ihm im Garten war, schlang sie schnell ihren Arm um seinen Nacken, drückte einen Kuß auf seine bleichen Lippen und rannte dann eilig fort.

Gutes Geschöpf, sagte Friedrich, ihr nachsehend, wie würde Deine Liebe einen Andern, der sie erwiedern dürfte, so hoch beglücken, ich muß darauf verzichten. Ue-

brigens ist es doch gut, daß es Emma nicht gesehen, sie würde Dir für diese Liebe nicht dankbar sein; und er hatte nicht unrecht, denn kaum waren noch fünf Minuten verflossen, als Emma erschien und ihm dieselben Vorwürfe machte, die ihm Jürta kurz zuvor gesagt hatte, aber sie war doch seelenglücklich, ihn so weit wieder hergestellt zu sehen.

Du bist doch ein Liebling des lieben Gottes, sagte sie dann, als sie ihm ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit und ihre Freude durch eine Umarmung und durch einige glühende Küsse bewiesen hatte, Deine Wunden schienen anfänglich weit gefährlicher, als die des Junkers von Trautstein, und doch muß er vielleicht noch lange daran heilen, wenn Du vielleicht schon wieder andere geschlagen hast.

Dafür mag mich Gott bewahren, denn so wie der Pfalzgraf mir gestern gesagt,

so hat der Junker von Ehrenthal gestern mit dem Leben abgeschlossen. Obgleich nun der Tod dieses jungen Mannes durchaus nicht auf meine Rechnung zu schreiben ist, obgleich er einzig und allein die Ursach davon ist, so müßte ich doch ein gefühlloser Mensch sein, wenn es mir gleichgültig wäre, wie viele ich auf diese Art in die Ewigkeit befördert hätte. Bin ich von dem Pfalzgrafen oder von dem Kaiser zu einer Fehde aufgefordert und ich tödte im blutigen Kampfe auch zwanzig, so geht das auf deren Rechnung, es macht mir keinen Kummer; mit dem Zweikampf ist es aber ein Anderes.

Gott hat Dich erhalten, um noch ein großes Werk auszuführen, wobei ich Dir getreulich zur Seite stehen werde.

Es ist während meinem Siechthum mein einziger Kummer, meine einzige und

größte Sorge gewesen, aber nun denke ich es in einigen Tagen ausführen zu können.

Beide gingen bald darauf in's Schloß zurück und Friedrich erschien heute zum ersten Male wieder an der Mittagstafel, wobei der Pfalzgraf auf das Wohl seines jungen Gastes einen Becher leerte. Nach Beendigung derselben gab der Pfalzgraf Friedrich einen Wink, ihn auf sein Zimmer zu folgen.

Dort angekommen, mußte sich Friedrich setzen und der Pfalzgraf fing ein Gespräch an, wobei er weit ausholte und große Umwege machte. Friedrich war darüber sehr verwundert und konnte nicht begreifen, was dieser weite Aufschwung bedeuten sollte, endlich aber rückte er damit heraus, daß er ihn dazu bestimmt habe, seiner Verwandten, der Gräfin von In=

gelheim zu sagen, daß sie fernerhin nicht mehr auf Schloß Stahleck bleiben könne und sich einen andern Aufenthaltsort für ihre Zukunft wählen müsse.

Anfangs erschrack Friedrich sehr über diesen Auftrag, allein bald sah er ein, daß das ganz vortrefflich in seinen Plan passe; die Gräfin, die weiße Gestalt, konnte demnach plötzlich verschwinden und Niemand würde nach ihr fragen. Er wandte also nur dagegen ein, daß er, um einen solchen Auftrag auszuführen, doch eigentlich noch zu jung sei.

„Was Dir dazu an Jahren fehlt, entgegnete hierauf der Pfalzgraf, das ersetzt Dein gereifter Verstand und Deine sehr geläufige Redegabe, drum gehe immer hin und erfülle so gut Du kannst meinen Auftrag, und wenn es Dir gelingt, werde ich mich sehr darüber freuen."

Friedrich verneigte sich tief, versprach, so bald er völlig wieder genesen, sein Möglichstes zu thun, den Wunsch seines Gönners zu dessen Zufriedenheit auszuführen.

Ein unerwartetes Geständniß.

Es waren wieder drei Tage verflossen, in denen Friedrich's Wunden so ziemlich geheilt und in denen er, vereint mit seiner Emma, alle nur möglichen Vorkehrungen, die sie für nöthig hielten zur Entfernung der Pfalzgräfin Bertha, getroffen hatten. Ein so heiteres, lebensfrohes Mädchen Emma von Hüben auch war, die ihren Verlobten stets neckte und mit ihm Scherz und Thorheit trieb, so hatte diese außerordentliche Begebenheit ihrem Charakter doch plötzlich eine andere, eine ernstere Richtung gegeben, so daß

selbst die junge Pfalzgräfin, die immer nur gar zu gern in ihren Ton mit einstimmte, an ihr irre wurde. Wie konnte es aber auch wohl anders sein, hatte sie schon jemals gehört, daß ein Geschöpf ihres Geschlechts sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hatte? Es war von der Stunde an, wo sie in das Geheimniß eingeweihet war, ihr einziges Bemühen, mit diesem Weibe ein Mal in nähere Berührung zu kommen, mit ihr im Garten, dem einzigen Orte, wo sie sich jeden Tag einmal sehen ließ, zusammen zu treffen und sich mit ihr zu unterhalten, allein das war vergebliche Mühe, sie wich jedem, wer er auch sein mochte, aus, und wurde sie angeredet, so antwortete sie nur durch ein verächtliches Lachen und verließ dann eilig den Garten.

„Die nächste Nacht, meine theure Emma, ist nun diejenige, in welcher dieses

nichtswürdige Weib der Unglücklichen Speise und Trank bringt, sagte Friedrich. Ich habe, wie ich Dir schon gesagt, zwei Nächte hinter einander die Mitternachtsstunde abgewartet, sie aber nicht hineinschleichen sehen, diese Nacht also wird sie in ihrer gespenstigen Gestalt erscheinen und ich, ich werde auch erscheinen."

Wie mir das Herz bei dem Gedanken schlägt, sagte Emma und legte die Händ auf ihre Brust.

„Es ist auch wahrlich für zwei Leute in unsern Jahren ein gar wichtiges Unternehmen. So bin ich auch ganz darauf vorbereitet, denn ich setze es bestimmt voraus, daß dies Weib auf den Fall, daß sie einmal entdeckt und überrascht wird, sich vertheidigen wird, und dies ist der zweite Fall, wozu ich eines Mitwissers bedurfte. Sollte ich also nach Verlauf einiger Stunden nicht zurück sein, dann giebt es kein

anderes Mittel, als, daß Du Dich, und zwar noch in der Nacht, zum Pfalzgrafen begiebst und ihm ins Geheim alles das mittheilst, was Du weißt; jedoch muß das mit der möglichsten Vorsicht geschehen, um dem braven, biedern Manne keinen tödtlichen Schreck zu verursachen."

Sei ohne Sorgen, auch ich werde mich auf einen solchen Fall vorbereiten.

Der laufende Tag wurde von den beiden Liebenden noch mit Vorbereitungen für die nächste Nacht hingebracht, und als endlich die Stunde schlug, begab sich Friedrich in sein geheimes Versteck hinter den Brunnen.

Er hatte hier kaum zehn Minuten verweilt, als die weiße Gestalt auf weichen Sohlen im majestätischen Schritt langsam daher kam und auf die Thür des unterirdischen Gewölbes zuschritt. Sobald Friedrich glaubte, nicht mehr von ihr gehört

werden zu können, schlich auch er leise der Thür zu, allein — sie war verschlossen. Auf diesen Fall war Friedrich nicht vorbereitet, es fuhr ihm heftig durch alle Glieder, aber er mußte sich fügen. Jetzt entstand die Frage in seiner Seele: war es das erste Mal nur Zufall, daß ich die Thür offen fand, oder hatte sie sie vorher immer hinter sich verschlossen; es ist nicht wahrscheinlich, oder hat sie vielleicht eine Ahnung von dem, was hier in der oberen Region vorgeht? es wäre entsetzlich, wenn sie vielleicht in dieser Stunde dem Leben jener Unglücklichen ein Ende machte; auf jeden Fall muß ich darüber Gewißheit haben, und er schlich wieder hinter den Brunnen.

So ruhig sich Friedrich auch hier verhielt, so wurde er doch durch die widerlichen Töne einer Nachteule verhindert, die Thür von innen sich erschließen zu hören,

und ehe er sichs versah, schlich die Gestalt wieder vor ihm vorüber.

Indeß hatte Friedrich in diesem Augenblick eine andere Meinung von dem Weibe, er konnte den Gedanken nicht von sich entfernen, daß sie in dieser Stunde einen Mord begangen, und er wollte und mußte darüber Gewißheit haben. — Er gab hierauf seiner Emma, die ohne Licht in ihrem Zimmer saß und durch das halb geöffnete Fenster ebenfalls einen Schimmer von der gespenstigen Gestalt gesehen, ein verabredetes Zeichen, das dieser sagte, daß die lebendig begrabene Pfalzgräfin in dieser Nacht nicht gerettet würde, und begab sich dann auf sein Zimmer. Hier angekommen, steckte er ein kleines Gefäß mit Wein und einige Lebensmittel, die er zu diesem Zweck schon bei Seite gestellt, zu sich und verweilte dann hier nur noch so lange, bis die Mondsichel ein wenig her-

auf gekommen war, und ging dann wieder hinab.

Friedrich hatte Ursach, vorsichtig zu sein, denn wenn auch sämmtliche Bewohner des Schlosses im tiefen Schlafe lagen, so mußte er doch erwarten, daß die weiße Gestalt auf ihrem Zimmer noch wach sein und ihn sehen könnte. Er schlich sich demnach in jenes Stallgebäude, dessen Luke außerhalb des Schlosses führte, stieg hinaus und befand sich auf der drei Fuß breiten Grundmauer. „Wenn es Gottes Wille ist, sagte sich Friedrich, daß die Unglückliche gerettet wird, so werde ich auch glücklich an dem schroffen Abgrunde vorüber kommen und jene Oeffnung erreichen," und er erreichte sie. —

Hier angekommen, ließ er zuerst sein Schwert den abschüssigen Felsen hinab gleiten, suchte dann seine neu angefertigte Pergament-Laterne, den Wein und die mit-

genommenen Lebensmittel an eine Seite der Oeffnung zu legen und stieg dann selbst hinein, was ihm leichter gelang, als er sich's gedacht. Unten angekommen, zündete er nun seine Laterne an und eilte dann rasch dem Kerker der Pfalzgräfin zu.

Vor der Thür angekommen, klopfte er laut an, indem er sagte: ich bin es, Friedrich von Eppstein, Euer aufrichtiger Freund!

Die Pfalzgräfin, die noch nicht lange ihr karges Mahl verzehrt und sich so eben auf ihr elendes Lager gestreckt hatte, erschrack vor Freude so heftig, daß sie kaum antworten konnte.

„O, mein Gott, mein Gott! rief sie dann, so hast Du doch mein heißes Flehen erhört, und Du hast mich nicht getäuscht."

Nein! rief Friedrich, Gott und ich haben Euch nicht getäuscht, tretet zurück, da-

mit ich die Thür wieder aus ihren Angeln hebe, denn die Zeit Eurer Erlösung ist nun nahe; und er stemmte sich mit aller Macht und Kraft dagegen und siehe, es gelang eben so, wie das erste Mal.

Es war ein herzergreifender Anblick, als die Pfalzgräfin den jungen Mann erblickte, wie sie auf beide Knie vor ihm niedersank und seine Hände an ihre zitternden Lippen preßte. „O dürfte ich mich doch nie wieder von Euch trennen, könnte ich in dieser Nacht mit Euch fliehen, mit Freuden würde ich mit Euch die Welt durchziehen und für Euch betteln, um Euch meinen Dank zu beweisen."

Das wird nicht nöthig sein, entgegnete Friedrich, habe ich Euch nur erst außerhalb des Schlosses, dann gehen wir zu meinem Vater und das Weitere wird sich dann finden. Er theilte der Unglücklichen hierauf mit, was ihm begegnet und was

ihn abgehalten, sein Versprechen früher zu erfüllen. Versuchen wir jetzt mit einander, ob die Thür, die vom Schloßhofe aus in dieses Gewölbe führt, nicht von innen zu öffnen ist, ist das der Fall, dann sind wir geborgen; sogleich machten sie sich mit der Laterne auf den Weg dahin. Die Pfalzgräfin war aber nicht im Stande, die Masse von Stufen, die bis an die Thür führten, zu ersteigen, sie sank, nachdem sie etwa funfzehn erstiegen, zusammen, und Friedrich mußte die Untersuchung allein anstellen. Die Hoffnung war nichts, das Schloß hatte eine starke eiserne Bekleidung, die nur durch einen Schlüssel zu öffnen war. „Nun, sagte Friedrich, so giebt es kein anderes Mittel, als dies nichtswürdige Weib hier zu erwarten, und er trug die Pfalzgräfin auf seinen Armen in ihren Kerker und auf ihr Lager wieder zurück.

Hier wieder angekommen, thaten der

mitgebrachte Wein und die bessern Speisen bald Wunder der Wirksamkeit.

Pflegt, stärkt und erheitert Euch nun, ich aber eile auf demselben Wege, den ich gekommen, wieder zurück, denn ehe der Morgen anbricht, muß ich wieder auf meinem Zimmer sein. Von jetzt an seht Ihr mich jede Nacht, ich bringe Euch Kleider und Wäsche, ich bringe Euch Braten und Wein, und diese nächtlichen Besuche setze ich so lange fort, bis ich mit Eurer Peinigerin hier zusammentreffe. — Und er hielt sein Wort.

Drei Nächte hinter einander hatte Friedrich seine Besuche schon fortgesetzt, alle Vorbereitungen waren getroffen, die Pfalzgräfin, durch die bessere Pflege und die frische Luft, die sie jeden Tag mehrere Stunden genossen, indem Friedrich die Thür nur aufgerichtet und an die Seite gestellt, nicht aber wieder in ihre Angeln einge-

hängt hatte, nicht mehr dieselbe, die sie drei Tage früher gewesen. Eine Todtenblässe und eine Kraftlosigkeit ohne Gleichen, war gewichen, sie sah in den schönen jugendlichen Kleidern seiner Emma wieder einer Lebenden ähnlich.

Endlich, in der vierten Nacht, schlug die verhängnißvolle Stunde. Friedrich war kaum eine Viertelstunde in dem Gewölbe auf seinem eignen Wege angekommen, als er auch schon den Schlüssel im Schlosse sich bewegen hörte, denn er hatte sich bis auf die Mitte der Treppe hinauf begeben. Rasch kehrte er nun in den Kerker der Pfalzgräfin zurück. Als er diese wenige Minuten früher verlassen, hatte sie schon an allen Gliedern gezittert, als er aber jetzt mit den Worten „sie kömmt" zurückkehrte, sank sie fast vor Schreck zu Boden.

Friedrich trat hinter einen hervorspringenden Pfeiler, auf dem das Kreuzgewölbe

ruhete, und nahm das entblößte Schwert in die Hand, denn er fürchtete nicht ohne Grund einen großen Auftritt.

Hatte die Pfalzgräfin bis diesen Augenblick heftig gezittert, so war doch ihre Angst, die sie empfand, gegen den Schreck, der die weiße Gestalt ergriff, noch gar nichts. — Stumm, und vor Entsetzen erstarrt, blieb sie auf der Schwelle der nicht mehr vorhandenen Thür stehen, und ein Topf, in dem sie für ihre Gefangene Lebensmittel trug, fiel zu Boden. Es waren indeß nur einige Sekunden verflossen, sie faßte sich schnell wieder und, indem sie ihre Gefangene in schönen, geschmackvollen Kleidern erblickte, so war es leicht begreiflich, daß hier ein Anderer eingeschritten sein mußte.

Ha! rief sie, Ihr habt Besuch gehabt, man will Euch mir entreißen, aber das soll Niemandem gelingen, denn mit Eu-

rem Erscheinen in der Welt wäre ich verloren, drum ist es besser, Ihr hört nun auf zu leben, denn Ihr fangt an, mir lästig zu werden, ich muß es enden, und mit einem Sprunge setzte sie, mit einem glänzenden Dolch in der Hand, auf die Unglückliche los.

Aber in dem Augenblick trat Friedrich, der so etwas erwartet hatte, das blanke Schwert wagerecht zwischen beide haltend, hinzu.

Ein abermaliger heftiger Schreck ergriff die weiße Gestalt, denn sie hatte nicht die geringste Ahnung davon, daß hier noch ein Dritter sein könne; doch sie ermannte sich abermals rasch und fragte: wer seid Ihr?

Ich nenne mich Friedrich von Eppstein.

Und in wessen Auftrage seid Ihr hier?

In keines Sterblichen Auftrage; Gott, der Allgegenwärtige, der eine verruchte That

an Euch rächen will, hat mich zu seinem Werkzeuge erwählt.

Hat er! rief das Weib mit einem verächtlichen Lachen, nun, so versucht Euer Heil. Und was gedenkt Ihr zu thun? Oder glaubt Ihr, fügte sie in nicht geringer Verlegenheit hinzu, in einer Verlegenheit, die ihr eine Nothlüge eingab, daß ich hier allein stehe? Ein Ton meines Mundes und auch Ihr seid verloren.

Das Geschlecht der Eppsteine hat noch nie Furcht gekannt. Ihr werdet von dieser Minute an den Platz mit der Frau Pfalzgräfin vertauschen und hier so lange verweilen, bis der Scharfrichter sein Amt — Er konnte seine Rede nicht vollenden, wie eine Furie fuhr das Weib mit dem blitzenden Dolche auf ihn ein, und nur dem Gefäß seines Schwertes, das er ihr eben so rasch entgegen hielt, hatte er sein Leben zu verdanken. Die Spitze des Dolchs

zerbrach auf dem harten Eisen, und indem er sie damit, ohne es eigentlich zu wollen, vor die Brust stieß, fiel sie rücklings zu Boden. Ein starker Fall auf die Steinplatten zog ihr eine Betäubung zu, die eine volle Minute anhielt, die aber Friedrich eilig dazu benutzte, dem Weibe den weißen Ueberwurf auszuziehen, indem die Pfalzgräfin nur unter derselben Gestalt über den Schloßhof gehen und in das Zimmer seiner Verlobten kommen konnte.

Er war indeß hiermit kaum zu Ende, als sie sich wieder ermannte, wie eine Rasende aufsprang und mit dem Dolche, den sie noch immer fest in der Hand hielt, aufs Neue auf Friedrich eindrang. Dieser, der sein Schwert an die Seite gestellt, hatte Mühe, sie von sich abzuhalten, als er aber einsah, daß er sie ferner nicht als Weib behandeln dürfe, schlang er seinen linken Arm um ihren Leib und

preßte sie so fest an sich, daß ihr der Athem ausging, und mit der rechten Hand entwandte er ihr den Dolch. Ermattet wankte sie eine Minute später nach dem Lager ihrer bisherigen Gefangenen und sank darauf nieder.

So bin ich denn verloren, sagte sie halblaut mit sich selbst redend, und daran ist nur meine verfluchte Gutmüthigkeit schuld. — Ha! warum habe ich sie nicht schon längst — warum habe ich nicht schon längst diesen Mund auf ewig verschlossen, o ewig verfluchte Gutmüthigkeit! — Sie murmelte noch einige unverständliche Worte und schwieg dann. — Da nahm die Pfalzgräfin, die sich bis diesen Augenblick nicht veranlaßt gefühlt, ein Wort mit ihrer Todtfeindin zu reden, das Wort und sagte: aber sagt mir doch, Brunhilde von Ingelheim, was that ich Euch denn jemals zu Leide, daß Ihr so beispiellos grausam

an mir handeln, daß Ihr mich aus den Armen meines Gemahls reißen und mich hier lebendig begraben konntet?

Und das fragt Ihr noch? Ihr, die Ihr um all meine Geheimnisse wißt? Ihr, die Ihr mich der Gerechtigkeit überliefern und mich auf's Schaffot bringen konntet, Ihr fragt das noch?

Ich habe mich um Eure Geheimnisse nie bekümmert, ich habe sie nicht gewußt, ich habe sie nicht wissen wollen.

Leere Ausflüchte, Lügen. Habt Ihr nicht den italienischen Prinz Edoardo di Rossini, der sich länger als ein Jahr auf dem Schlosse meines Vaters aufgehalten, recht gut gekannt?

Ja, ich erinnere mich seiner, er war ein schöner, junger Mann; es sind aber über zwanzig Jahre her.

Und dennoch erinnert Ihr Euch seiner, dennoch wißt Ihr, in welch glücklichem,

zärtlichem und dennoch sehr unglücklichem Verhältniß ich mit ihm lebte.

Ich habe mich nie darum bekümmert, denn ich liebte schon damals den Pfalzgrafen, meinen Gemahl.

Daß Ihr den Prinzen nicht geliebt, weiß ich, weil — aber das ist kein Beweis, daß Ihr darum nicht hättet wissen sollen, wie zärtlich ich ihn geliebt und wie er mich dafür mit Undank gelohnt.

Ich sage Euch, entgegnete hierauf die Pfalzgräfin mit Nachdruck, ich habe es nicht wissen wollen.

Ihr habt es also doch gewußt, es konnte auch vor Euren Augen nicht gut verborgen bleiben, es konnte Euch nicht verborgen bleiben, daß ich nach einem Jahre dieses zärtlichen Verhältnisses die Aussicht hatte, Mutter zu werden.

Ich habe es nicht gewußt, ich höre es jetzt zuerst aus Eurem Munde.

Schlange! Ihr lügt.

Warum sollte ich es?

Um Euch meiner Rache zu entziehen.

Ich fürchte Euch jetzt nicht mehr, ich habe in diesem jungen Manne einen treuen Beschützer gefunden.

Ha, ha, ha! lachte da fürchterlich wild das Weib. Wenn dieser elende Wicht auch glaubt, mich hier in vollkommener Sicherheit zu wissen, so habe ich außerhalb der Freunde noch gar viele. Wenn er auch Ehrenthal getödtet und Bila zum zweiten Male schwer verwundet hat, so habe ich deren noch mehrere, die ihm noch heute das Lebenslicht ausblasen werden.

Ha, dachte da Friedrich, auch mit diesen stand dies Weib im Bunde; seien wir vorsichtig.

Ihr wollt Euch der Mitwissenschaft meiner Geheimnisse entziehen, Schlange! rief sie der Pfalzgräfin wieder zu. Welch

blinder Zufall führte Euch denn an jenem Abende, nachdem ich acht Tage zuvor Mutter geworden, an das Ufer des Stromes, in dem ich ein Leben wollte enden lassen, das ich wie den Tod haßte.

Die Pfalzgräfin, so wie Friedrich schauderten unwillkührlich zusammen und traten einen Schritt von der Entsetzlichen zurück.

Ha! fuhr sie fort, ich habe Euch ertappt, entlarvt, Ihr habt gesehen, wie ich die Brut in den Strom gleiten ließ.

Sie ist wahnsinnig geworden, flüsterte Friedrich der Pfalzgräfin zu, oder sie war es schon früher, wie könnte sie sonst die Anklägerin ihrer eignen Verbrechen, ihrer eignen Schande werden.

Ich glaube es selbst, daß es mit ihrem Verstande nicht mehr ganz seine Richtigkeit hat, aber, fuhr sie dann leise fort, was sie da eben in ihrem Irrwahn aus-

gesprochen und wovon ich früher nur eine dunkle Ahnung hatte, das wird mir in diesem Augenblick zur völligen Gewißheit.

Also wirklich eine Mörderin ihres eignen Kindes?

Die Pfalzgräfin nickte mit dem Kopfe und hatte ihre Blicke starr anf die Entsetzliche gerichtet. — „Gott vergebe Euch Eure schweren Sünden, sagte sie dann, bleibt statt meiner hier, hier lebt Ihr allein und könnt ungestört Euren Gedanken nachhängen."

Ich will aber hier nicht allein sein, rief sie da mit der ganzen Kraft ihrer Lunge, denn dort in jenem Winkel liegt mein Kind und starrt mich mit stieren Augen an, und dort unten — sie deutete mit der Hand außerhalb des Kerkers — hängt das Gerippe des Prinzen Edoardo di Rossini.

Friedrich und die Pfalzgräfin schau-

derten ein zweites Mal zusammen, die Letztere aber zog die Kaputze des weißen Gewandes über ihrem Kopfe zusammen und sagte: können wir diesen Aufenthalt nicht verlassen, er erscheint mir jetzt grausiger als je zuvor.

Da faßte Friedrich mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Kraft die schwere eichene Thür und hing sie wieder in ihre Angeln, raffte dann das Schlüsselbund vom Boden auf, nahm seine Laterne und verließ eilig den Kerker.

In dem Augenblick sprang Brunhilde vom Lager auf und stürzte auf die Thür zu, aber — sie kam um einige Sekunden zu spät, das Schloß war eingesprungen und die Thür unbeweglich. Sie hörten noch eine Weile ein entsetzliches Geschrei, das aber oben im Schloßhofe nicht gehört werden konnte.

Als Friedrich mit der von den Todten

auferstandenen Pfalzgräfin die oberste Stufe der langen steinernen Treppe betrat, hörten sie beide, wie zwei wachthabende Knechte außerhalb derselben standen und sich mit einander unterhielten. Beide winkten einander mit der Hand zu, hier das tiefste Schweigen zu beobachten. Dieses Schweigen wurde indeß bald durch die größte Aufmerksamkeit gefesselt, denn die Unterhaltung dieser beiden Männer betraf nichts weniger als diese ewig verschlossene Thür, von der kein Mensch auf dem ganzen Schlosse wisse, daß ein Schlüssel dazu vorhanden sei, und noch weniger, daß jemals ein Mensch in das Innere hinein gesehen habe.

„Du glaubst also wirklich, fragte der Eine, daß hier Geister zur Nachtzeit ihr Unwesen treiben?"

So wahr ich hier vor Dir stehe, so wahr ist es, daß ich etwa vor einem Jahre, als ich ebenfalls hier im Schloßhofe die

Wache hatte, um die Stunde der Mitternacht diese Thür — ich hatte mich dort drüben an den Pfeiler gelehnt — sich aufthun und bald darauf eine lange, weiße Gestalt heraustreten und mit langen, gemessenen Schritten, ohne daß ich einen Laut hörte, über den Hof schreiten und dort in jener Ecke verschwinden sah.

Der Erste schlug ängstlich ein Kreuz. und was thatest Du? fragte er dann.

Was ich that? ich sank auf die Knie Und flehete die heilige Jungfrau um ihren Schutz an.

Friedrich und die Pfalzgräfin sahen einander an und, indem sie sich gegenseitig zunickten, war aus ihren Mienen zu lesen, daß ihnen dieser Geisterglaube in dieser Nacht sehr zu Statten komme.

Aber, fragte der Erstere wieder, sollte denn der Herr Pfalzgraf noch nie davon

gehört haben und diese Thür einmal öffnen lassen?

Ich wollte es ihm sehr verdenken. — Wem die Geister in Ruhe lassen, der bekümmere sich ja nie um die Geister, denn das hat den Menschen noch nie Glück und Segen gebracht.

Sonderbar, fuhr der Erstere fort, mir grauset es eisig kalt über die Haut, wenn wir nur in dieser Nacht nicht noch so etwas erleb — —

Gott der Vater wohn' uns bei und laß uns nicht verderben! rief mit gedämpfter Stimme der Zweite; war es mir doch, als hört' ich innerhalb der Thüre ein Geräusch; — und beide legten die gefalteten Hände auf die Brust.

Komm, komm, Kaspar, sagte da mit einer Stimme, die die höchste Angst ausdrückte, der Erste, laß uns von dieser ver-

hängnißvollen Thür so weit als möglich wegeilen.

Ich — ich kann nicht, entgegnete Kaspar, in meine Beine ist der Tod gefahren; denn ich glaube, auch ich habe so etwas gehört.

Aber, fuhr der Andere wieder fort, indem er sich ein wenig erholt zu haben schien, aber die Geisterstunde ist ja längst vorüber; sieh nur, dort drüben röthet sich ja schon der Himmel, es muß bald zu tagen beginnen.

Mit dieser langen, weißen Gestalt mag es eine andere Bewandtniß haben, der Dusel, der seinen Tod einzig und allein dieser Gestalt zu verdanken hat, denn er war von der Stunde an, da er sie gesehen, gar kein Mensch mehr, durfte selbst auf seinem Sterbebett keinen Augenblick allein gelassen werden, weil ihm dann sogleich die Gestalt erschien, wollte sie zum ersten

Male um zwei Uhr in der Nacht aus dieser Thür haben kommen und über den Schloßhof haben schreiten sehen.

Je nun! der Dusel, das war auch ein gewaltig furchtsamer Haase, was wird der von der Zeit gewußt haben, wenn er so etwas gesehen hat, es ist freilich eine seltsame Begebenheit, aber so furchtsam bin ich denn doch nicht, man muß sich nur erst —

In diesem Augenblick ließ Friedrich durch eine kleine Unvorsichtigkeit das Schlüsselbund auf die steinerne Treppe fallen, wobei ihm unwillkührlich ein dumpfer Laut entschlüpfte. Dies Ereigniß war für die beiden Kriegsknechte genug, sie sanken kraft- und willenlos auf dem Boden zusammen und krochen dann auf Händen und Füßen eilig fort.

Jetzt, sagte Friedrich, jetzt ist es Zeit, diesen Augenblick wollen wir benutzen, und

rasch steckte er den Schlüssel ein, und nach wenig Sekunden that sich die Thür auf. Dicht an der Seite der Pfalzgräfin, und also gewissermaßen in deren Schatten, ging Friedrich in langsam gemessenen Schritten über den Schloßhof. Kaspar hatte ein einziges Mal seinen Kopf zur Seite gewandt und die Gestalt gesehen, er hatte aber daran genug, er verlangte nichts mehr und nichts weiter zu sehen, er fühlte, wie Dusel, in allen Gliedern den Tod.

Es war indeß hohe Zeit, denn der Morgen begann bereits zu dämmern; aber schon nach fünf Minuten befand sich die von den Todten auferstandene Pfalzgräfin in Emma's Armen.

Der Bettelmönch.

Schon seit einer Reihe von Jahren war ein Mönch aus dem Capuzinerkloster zu Mainz, Namens Hilarius, ein Mann, der etwa vierzig Jahre alt sein konnte und von starkem, kräftigen Gliederbau und einer gesunden Gesichtsfarbe war, in jeder Woche einmal nach Schloß Stahleck gekommen und hatte der Dienerschaft seinen Segen ertheilt, wofür er von jedem Einzelnen eine Gabe in seinen Bettelsack erhielt. Auch heute, es war ein Freitag im Monat Juli, der Himmel war heiter und die Sonne warf ihre glühenden Strah-

len auf die Schnitter im Felde, denn die Ernte hatte ihren Anfang genommen, und an den Weinreben, die hin und wieder an den Häusern gezogen waren, gab es schon reife Trauben. Auch heute kam der Capuciner-Mönch und erhielt wie immer Einlaß in das Schloß. Von Schweiß unter der groben braunen Kutte triefend, setzte er sich auf eine Bank im innern Schloßhofe und trocknete sich mit einem schmutzigen Lappen die Stirn.

Er hatte kaum fünf Minuten auf der Bank gesessen, als sich schon mehrere Knechte und Mägde um ihn versammelt hatten, wovon jede und jeder ihm nach ihren Kräften eine Gabe brachte und dafür den Segen der heiligen Kirche erhielten. Auch die junge Pfalzgräfin sandte ihm eine Gabe; von den Uebrigen zur Herrschaft gehörenden bekümmerte sich aber Niemand um den Bettelmönch.

Hatte Hilarius sein Geschäft hier abgethan, dann ging er quer über den Schloßhof zu einer Treppe, die in den weniger bewohnten Theil des Schlosses hinauf führte. Hier in diesem ältern Flügel, der mehr zur Aufbewahrung von nöthigen Vorräthen benutzt wurde, befanden sich nur wenige bewohnbare Zimmer, einige waren es aber dennoch und diese bewohnte Brunhilde von Ingelheim, die uns schon bekannte weiße Gestalt.

Wenn der Mönch in den frühern Jahren, und noch bis heute vor acht Tagen zu der Gräfin von Ingelheim kam, so war die kürzeste Zeit, die er bei ihr verweilte, wenigstens eine Stunde, zuweilen wurden deren auch zwei daraus. Was er hier verrichtet, ist nicht wohl zu bestimmen, doch war wohl anzunehmen, daß er die Gräfin in frommen Werken unterrichtet, was ihm sogar eine Anstrengung

gekostet, denn er glühete jedesmal wenn er zurückkehrte wie ein Backofen und sah es sehr ungern, wenn ihn noch einmal Jemand anredete. Heute kehrte der Mönch schon nach zehn Minuten zurück und er glühete nicht, er sah finster und nachdenkend aus. Ohne daß ihn Jemand angeredet hätte, kam er bis an das letzte große Thor, in welchem die kleinere Pforte offen stand. Hier blieb er stehen.

Es ist doch sonderbar, sagte er sich, in den langen Jahren, wo ich zu ihr gekommen, hat sie mich immer mit Sehnsucht erwartet und mich mit offenen Armen empfangen und heute, heute, wo ich mich so sehr auf diese Zusammenkunft gefreuet, heute finde ich die Gemächer leer, es ist unbegreiflich; und er kehrte langsam wieder um, ging wieder in den innern Schloßhof und nahm wieder auf der Bank Platz.

Der Pfalzgraf, sagte er sich hier, ist ihr, wie sie mir geklagt, seit längerer Zeit nicht mehr gewogen, aber das hat mit ihrem Verschwinden nichts zu thun; wenn er sie in seinem Schlosse nicht mehr beherbergen will, so muß er ihr das kund thun und sie wählt sich einen andern Aufenthalt, der mir immer nicht recht wäre, weil sie einen bequemern für unser Verhältniß wohl nicht wieder finden möchte. — Aber, fuhr er nach längerm Nachdenken fort, ich muß darüber Auskunft haben, ich muß wissen, wo sie ist, denn wenn es ihr nicht so ginge, wie es sein müßte, so würde sie mir über meine Nachlässigkeit Vorwürfe machen und ich hätte sie von Rechtswegen verdient. — Ist doch das ganze Schloß wie ausgestorben, fuhr er in seiner Selbstunterhaltung fort, vor dem Bischen Hitze, was die liebe

Sonne verbreitet, verkriecht sich jeder in den dunkelsten Winkel.

Dem war indeß nicht so, vier schöne Mädchenaugen lugten hinter einer Fenstergardine und beobachteten jede Miene und jede Bewegung des Mönchs. Es war das Fräulein Emma von Hüben und Jurta ihre Zofe. Letztere war mit in das Geheimniß gezogen, wie es auch nicht gut anders möglich war. Beide hatten aber auch seit längerer Zeit, ohne jemals ein Wort mit einander darüber zu sprechen, ein sträfliches Verhältniß zwischen dem Mönch und der Gräfin von Ingelheim vermuthet, was sie sich in diesem Augenblick durch Zeichen zu verstehen gaben.

„Hat mir doch in meinem Leben das Herz noch nicht so vor Angst geschlagen als in dieser Minute, sagte Fräulein Emma. Wenn dieser verdammte Pfaff zum Pfalzgrafen ginge und von ihm Aus=

kunft über das Verschwinden der Gräfin verlangte, man könnte den Ausgang dieser Geschichte gar nicht berechnen. Wenn wir nur Zeit gewönnen, nur einige Tage, daß wir die Unglückliche erst aus dem Schlosse hätten, dann möchte er machen was er wollte, sie, sie sollte er nicht wieder auffinden, dafür lasse ich den Junker von Eppstein sorgen."

Da blitzte plötzlich ein Gedanke in der Seele der muntern Jürta auf, den sie auch auf der Stelle in Ausführung brachte. Wollt Ihr mir freies Spiel lassen, mein gnädiges Fräulein, und ich verschaffe Euch acht Tage Zeit.

Wie und was Du willst, ich lasse Dir ganz freie Hand, nur sei vorsichtig.

Seid außer Sorgen; mit diesen Worten eilte sie fort und befand sich wenige Minuten später auf der Bank neben dem Mönch.

„Endlich, endlich! mein ehrwürdiger Vater, gelingt es mir, sagte sie zu diesem, Euch einmal einige Augenblicke allein und ohne Zeugen zu sehen.“

Ist Dir daran gelegen, meine Tochter, fragte Hilarius und betrachtete das reizende junge Mädchen mit lüsternen Blicken.

Ach, sehr, sehr! Schon seit einem halben Jahre trachte ich nach einer Viertelstunde, um mit Euch, mein ehrwürdiger Herr, allein zu sein, aber bis jetzt hat es mir noch nicht gelingen wollen, und auch heute bin ich noch nicht gewiß, ob wir nicht gestört werden.

So hast Du vielleicht eine Schuld auf Deiner Seele, die —

Die mich gewaltig quält und drückt, eine Schuld, die, glaube ich, selbst die heilige Kirche nicht vergeben kann.

Die heilige Kirche hat einen großen Raum und einen langen Arm, entgegnete

der Mönch, sie weiß gegen alle Vergehen Mittel und Wege, und fast nie geht ein reuiger Sünder von ihrer Pforte, ohne Trost und Beruhigung mit sich zu nehmen.

Das tröstet mich allerdings etwas, aber mein Vergehen ist auch ganz eigner Art, und Ihr selbst, mein ehrwürdiger Vater, werdet erstaunen, wenn ich den Muth habe, es von meiner Seele herab zu wälzen.

Fasse ihn, diesen Muth, und was ich kraft meines heiligen Amtes vermag, das soll geschehen.

Ich würde es wagen, aber wir sind hier nur nicht allein. — Denkt Euch, mein ehrwürdiger Vater, fuhr sie fort und sah tief gebückt zu Boden, denkt Euch, ich — ich liebe einen Diener der heiligen Kirche, einen frommen, lieben, guten Mann. Ist das nicht eine große Sünde und kann und darf die heilige Kirche solch eine schwere Sünde vergeben?

Es ist allerdings eine Sünde, denn der sündige Mensch soll die Diener der heiligen Kirche stets und immer als die Stellvertreter Gottes, seines lieben Sohnes und der unbefleckten Jungfrau Maria betrachten; indeß giebt es doch Fälle und Umstände, wo eine solche Liebe nicht so sträflich ist, als sie Dir erscheint. Wer ist denn Derjenige, auf den Du Deine schönen Augen geworfen hast?

Ach! mein ehrwürdiger Vater, entgegnete Jürta, und sah tief beschämt zu Boden, das ist es ja eben, was ich nicht den Muth habe zu gestehen. Wenn wir nur nicht hier unter freiem Himmel wären, ich würde mir ein Herz fassen.

Der Mönch sah sich nach allen Seiten um, aber er sah auch das reizende Mädchen an seiner Seite, und er dachte an eine Entschädigung für die Gräfin. — „Ist denn die Kapelle hier im Schlosse

nicht offen? fragte er, dort befindet sich ein Beichtstuhl."

Die ist heute verschlossen; aber wenn es Euch gelegen wäre, mir dort die Treppe hinauf zu folgen, dort würden wir allein sein.

Die Treppe dort? die führt ja zu den Gemächern der Frau Gräfin von Ingelheim. Ich war schon oben, sie ist aber nicht daheim.

Nein, entgegnete Jürta mit verstellter Scheinheiligkeit, die gute, fromme Dame ist vor einigen Stunden mit dem Pater Jeremias ins Thal hinab gegangen.

Vor einigen Stunden? ins Thal hinab? mit dem Pater Jeremias? rief der Mönch mit schlecht verstelltem Grimmn; dafür soll sie mir büßen, setzte er dann für sich redend hinzu, denn sie wußte, daß ich heute kam.

Entschuldigt sie, ehrwürdiger Vater, sie

ist eine gar fromme Dame, vielleicht hat sie auch etwas auf ihrem Gewissen, was sie, wie ich, nur ihm beichten kann.

Meinst Du? o! ich kenne die Weiber.

Aber doch nicht ganz, dachte Jůrta, Weiberlist geht doch noch über Pfaffenlist, das werde ich Dir noch heute beweisen. Nicht wahr, mein ehrwürdiger Vater, Ihr begleitet mich die Treppe hinauf? und dort fasse ich mir ein Herz und nenne Euch den Namen Desjenigen, der mein Herz mit einer unbegreiflichen Liebesgluth erfüllt hat.

Wenn uns aber dort die Gråfin Ingelheim überraschte, es wåre dann dort nicht sicherer, als hier.

O, die kommt vor Thorschluß nicht wieder, es ist heute schon das vierte Mal, daß sie mit dem Pater Jeremias ins Thal hinab gegangen, und sie ist seit der Zeit eine ganz andere geworden, ist weit hei-

terer, weit freundlicher, als Jahre lang zuvor.

Die Schlaue hatte mit diesen Lügengeweben die Hölle und das Fegefeuer in der Brust des Mönchs angefacht, er zitterte vor Wuth und biß knirschend seine Zähne zusammen. O diese Nichtswürdige! rief er in seinem Innern, aber Du sollst mir dafür büßen. — Ich folge Dir, sagte er dann laut, und sie gingen die Treppe hinauf. Oben angekommen, schob Jürta den Bettelmönch in eine dunkle Kammer, in der allerlei altes Gerumpel aufbewahrt lag, nur kein Stuhl und keine Bank. — „Hier, mein ehrwürdiger Vater, sagte sie dann, hier verweilt nur einige Augenblicke, damit ich die hintere Thür verschließe, sobald ich dann zurückkehre, dann will ich Euch gestehen, daß — Ihr es seid, in den ich mit leidenschaftlicher Gluth entbrannt bin, Ihr mögt unterdeß darüber nachden=

ken, ob diese Sünde mir zu vergeben ist und welche Buße Ihr mir dafür auferlegen wollt. Hiermit schlug sie die Thür zu und eilte wieder die Treppe hinab.

Als Jürta ihrer Herrin diese unternommene List mittheilte, zitterte diese abermals, indem sie sagte: er wird bald zurückkehren und wirst Du dann die Sache noch mehr verschlimmert haben.

O, seid außer Sorgen, die Thür kann nicht anders als mit dem Schlüssel geöffnet werden, und die Thür selbst ist so standhaft, daß sie jeder Kraftanstrengung widersteht.

Und wie lange glaubst Du, daß Du ihn dort gefangen halten willst?

Bis sechs Uhr diesen Abend, er hat dann Eile, wenn er noch nach Mainz und in sein Kloster kommen will.

Nun, ich möchte ihm die Thür nicht öffnen.

Glaubt Ihr, sagte da Júrta, daß ich mich etwa darauf freue? was kann es aber helfen, Euch zu Liebe würde ich noch Schlimmeres wagen, und den Hals wird es ja wohl nicht kosten.

Die erste Stunde verlebte Hilarius mit einiger Ruhe und Fassung in seiner Kammer, die nur ein Gitterfenster hatte, das die Aussicht auf eine etwa fünf Fuß von dem Fenster entfernte graue Mauer gewährte. Er hatte sich in dieser Stunde theils mit dem Geständniß der jungen Dirne Júrta beschäftigt und sich mit eitler Lust und Wonne auf die Buße, die er ihr auferlegen wollte, getröstet, und andern Theils hatte ihn die Gräfin Ingelheim und der Pater Jeremias beschäftigt. — Wer dieser Pater wohl sein, welchem Kloster er wohl angehören mochte und wie er endlich zu der Bekanntschaft mit der Gräfin gelangt, diese drei Fragen beschäftigten lange Zeit

seine ganze Denkkraft, und das Kränkendste bei der ganzen Sache war eine wüthende Eifersucht, die den guten Klosterbruder auf das Entsetzlichste peinigte. Er, der nun bald sieben Jahre lang die arme verlassene Wittwe mit allen nur möglichen Mitteln, woran die alleinseligmachende Kirche so reich ist, getröstet hatte, ihn hatte nun ein Anderer verdrängt, und der schöne Grund, den er zum Eintritt in das ewige himmlische Reich gelegt, er war nun verloren und die Ernte hielt ein Anderer, von dem Samen, den er so reichlich ausgestreuet.

Was würde der fromme Mann gesagt haben, wenn er gewußt, daß eine lose, listige Zofe ihm diesen tiefen, unendlichen Seelenschmerz bereitet, was würde er gesagt haben, wenn er geahnet, daß er nur aus reiner Politik hier sieben Stunden ein Gefangener sein sollte; er würde die Dirne, so allerliebst und so reizend sie auch war,

dennoch mit seiner kräftigen Faust zertrümmert haben, aber er fügte sich und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ihm doch in der Stunde des Verlustes schon wieder ein Ersatz geworden sei. Als indeß eine Stunde und noch eine zweite und eine dritte verstrichen war und die liebliche Dirne noch immer nicht zurückkehrte, um ihre Beichte zu vervollständigen, da fing er an, Verdacht zu schöpfen und versuchte, die Thür zu öffnen, aber umsonst. Es verfloß abermals eine Stunde, und er überlegte, ob er seine Stimme erschallen lassen oder den Ausgang in Geduld erwarten sollte. Das Erste hatte Manches wider sich: denn einige rohe Gesellen hätten das, was die Dirne veranlaßt, für eine List halten und darüber lächeln, ja lachen können, und das durfte Vater Hilarius nicht zugeben. — So verfloß denn Stunde auf Stunde und

der Mönch mußte sich in sein Schicksal ergeben; da aber endlich, da — —

Die lebendig begrabene und nun wieder auferstandene Pfalzgräfin, die in Emma's Schlafgemach hinter dicht verhangenen Fenstern saß, indem sie das helle Tageslicht nicht vertragen konnte, durfte von dem, was in ihrer Nähe vorging, nichts hören, nichts erfahren; denn so stark sie sich auch, indem sie das unterirdische Gewölbe verließ, gefühlt hatte, so hatten sich doch die Umstände, als sie sich wieder in den obern Regionen der Erde und in einem bewohnbaren Zimmer und in der Gesellschaft eines liebenswürdigen Wesens ihres Geschlechts befand, sehr geändert. Ihre Sinne, ihre Nerven hatten bedeutend gelitten, oder litten durch die Veränderung der Atmosphäre eigentlich erst jetzt; Fräulein Emma mußte deshalb alle nur mögliche Vorsicht anwenden, um sie zu scho=

nen. Da nun aber die junge Pfalzgräfin schon mehrere Male am heutigen Tage hier gewesen und Emma ihre Zofe nicht gut früher entlassen konnte, so zeigte die Sonnenuhr wirklich auf sechs, als sich Jürta mit klopfendem Herzen aufmachte, um den Pater Hilarius aus seinem Versteck zu erlösen.

Fast athemlos kam sie mit einem Becher Wein und einem Inbiß vor der verschlossenen Thür an, und noch fünf, sechs Schritte davon entfernt, rief sie: Gnade! um der heiligen Jungfrau, Gnade! mein ehrwürdiger Vater. Meine Herrin hatte ein großes Unglück, sie fiel die Treppe hinunter und hat, Gott weiß was, alles zerfallen. Ihre Hände, ihre Knie, ihr Gesicht blutete, ich konnte, ich durfte sie nicht verlassen, drum vergebt, mein ehrwürdiger Vater, nehmt hiermit für heute vorlieb und bedenkt, daß ich nun noch volle acht

Tage schmachten muß, ehe ich meine Beichte vollständig Euch anvertrauen darf und von Euch Trost und Beruhigung zu erwarten habe.

Die kleine schlaue Betrügerin hatte diese Worte so rasch und in einem so treuherzigen Tone gesprochen, daß der betrogene Mönch gar nicht an der Wahrheit zweifelte, sondern alles für baare Münze annahm.

Aber Du leichtsinnige Creatur hast gar nicht bedacht, daß ich noch nach Mainz zurück und in mein Kloster muß.

Statt der Antwort hierauf legte sie ihren schönen Arm um seinen Nacken und drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Stirn und der erzürnte, betrogene Mönch war versöhnt. Fünf Minuten später verließ er eiligen Schrittes das Schloß, Jürta lachte hinter ihm her und es waren damit acht Tage Zeit gewonnen.

Schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich im südlichen Deutschland, und namentlich in Frankfurt am Main, in Mainz, in Oppenheim und Worms und mehrern Städten der Umgegend Gewerke, Innungen oder Gilden gestaltet. Es war dies ein Werk des großen, unvergeßlichen Kaisers Friedrich II., einer der letzten Hohenstaufen. Früher waren alle Handwerker, sie mochten Schmiede oder Schlosser, Weber oder Schneider, Maurer oder Zimmerleute, Goldarbeiter oder Sattler sein, alle waren Leibeigene des Adels, der mit tiefer Verachtung auf die Unglücklichen

herab sah. Nur Maler, Dichter und Minnesänger waren freie Leute, sie konnten nach Belieben das Land durchziehen und ihre Kunst üben.

In Mainz, in dieser alten Stadt, hielten sich zu jener Zeit, und früher schon, die Minnesänger am liebsten auf. Heinrich Frauenlob, ein damals sehr hochgeachteter Dichter und Sänger, der in seinen Liedern besonders die Tugend und die Schönheit der Frauen besang, wurde, als er zu Mainz starb, von den Frauen zu Grabe getragen. Sein Leichnam ruhet im Dom und sein Grabstein ist noch bis auf den heutigen Tag zu sehen.

Kaiser Friedrich, dieser erhabene Monarch, der größte und menschenfreundlichste des ganzen Mittelalters, gab diese Menschen frei, und nun gestalteten sich die Innungen oder Gilden. Diese Innungen waren von der ersten Stunde an und für

die Zukunft von unendlich segensreichen Folgen, nicht allein, daß jeder Künstler und Handwerker von jetzt an für sich arbeiten und seine verfertigten Waaren und Produkte ins Ausland bringen und sie entweder gegen andere vertauschen oder verkaufen konnte, nein, jedes Gewerk hatte nun auch seine Vorsteher und Aeltesten, wozu sie natürlich die Klügsten und die Erfahrensten wählten. Sie hatten ein Gildehaus, wo sie zusammen kamen und sich über ihre Vortheile mit einander besprachen, was aber für den Adel von der Zeit an noch das Schlimmste war, jede Innung hatte auch ihre Fahne und war bewaffnet. Waren sie auch bei Streitigkeiten früher gerade nicht für den Adel, so standen sie ihm jetzt mit einem Male schroff gegenüber. So wie Streitigkeiten entstanden, so wurde mit der Glocke ein Zeichen gegeben, und in wenig Minuten

war in einer Stadt, wie in dem damals weltberühmten Frankfurt, Mainz und Worms, eine mehr denn tausend Mann starke, gut bewaffnete Mannschaft auf den Beinen. Die Corporationen oder Gilden hielten es auch mit der Obrigkeit oder dem Stadtmagistrat und sah sich der Adel mit einem Male von seinen früheren Leibeigenen stark bedroht. So waren ihm denn die Gilden und Zünfte ein Dorn im Auge, allein ein Rückschritt, so viel sie auch dagegen arbeiteten, war nicht mehr möglich, im Gegentheil sah man, wie sich mit jedem Jahre Wohlstand und Reichthum in den Städten vermehrte. Was sonst nur der Adel konnte, Feste und Gelage geben, das konnten jetzt auch die Bürger. Sie hielten jedes Halbjahr ein Innungsfest, einen Umzug durch die Stadt, wobei man die Frauen und Töchter dieser Meister im höchsten Glanze sah. Mit einer Fahne

und einer Musikbande durchzogen sie die Stadt, und auf öffentlichen Plätzen zeigte ein Schalksnarr seine Künste, Abends aber ward geschmaust, gezecht und getanzt, bis der helle Morgen in die Fenster schien.

Um diese Zeit war es, wo die Frankfurter Messe, zu der aus allen Weltgegenden Kauf- und Handelsleute kamen und dort ihre Waaren zu Gelde machten, und wodurch diese Messe einen weltberühmten Namen erhielt, am meisten glänzte, und dies alles hatte Friedrich II., dieser große, berühmte und menschenfreundliche Monarch, bewirkt, wofür ihm jedoch weder der heilige Vater zu Rom, noch der Adel dankbar waren, wohl aber Millionen anderer Menschen.

Eine Innung haben wir bei den früher bemerkten absichtlich nicht mit erwähnt, es war die Kaufmanns- oder Krämer-Gilde, an deren Spitze Herr Windrich,

wenn auch nicht als Oberältester oder Gildemeister, doch als Kriegshauptmann, weil er das Schwert am besten führen konnte, stand.

Wir erinnern uns des Ueberfalls, den Herr Windrich mit den Junkern von Ehrenthal und von Bila auf den Junker Friedrich von Eppstein und seine Begleiter unternommen hatte; wir erinnern uns auch, daß er trotz seiner Gewandtheit dennoch der Erste war, der verwundet wurde und sich zurückziehen mußte. Diese zweite Niederlage aber schmerzte ihn weit mehr und war ihm kränkender als die erste vor der Burg des Grafen von Nüringen, und er hatte geschworen, bei seinem Leben und seiner Seligkeit geschworen, daß diese Schmach nur mit dem Tode des Junkers von Eppstein abgewaschen sein solle.

Außerdem, daß Herr Windrich ein ta-

pferer Degen war, war er auch ein guter Redner, und um seinen Racheplan auszuführen, wandte er seine ganze Beredtsamkeit an, um seinen Mitbürgern und Gildemeistern zu beweisen, daß der Pfalzgraf Hermann von Stahleck einzig und allein die Schuld davon trage, daß sie bei dem Zollhause und vor der Burg des Grafen von Nüringen eine so bedeutende Niederlage erlitten und daß das Blut der Erschlagenen, und namentlich das des riesigen Meister Hollenkamp, um Rache schreie.

Die Mainzer hatten indeß ihre damals erhaltenen Wunden noch nicht alle wieder geheilt, auch waren sie seit der ersten Deputation sehr für den Pfalzgrafen eingenommen, und er predigte lange tauben Ohren; aber Herr Windrich dachte: kein Baum fällt auf einen Hieb, und er predigte so lange und hetzte so lange auf, bis er endlich seinen Zweck erreichte.

Diesmal sollte es aber anders kommen, wie damals; der Pfalzgraf sollte nicht, wie damals der Graf von Nüringen, überfallen werden, nein, es sollte ihm angesagt, es sollte ihm kund gethan werden, daß die Mainzer, eine Schaarte auszuwetzen, sich rüsteten und über vier Tage ankommen und sich rächen würden.

Obgleich nun der Pfalzgraf, als ihm diese Nachricht durch einen Herold kund gethan wurde, über eine solche Thorheit nur lachte, denn ihm war auf einen solchen Fall alle waffenfähige Mannschaft der Stadt Bacharach unterthan, so war es ihm doch sehr unangenehm, denn er liebte die Ruhe und den Frieden. Er unterließ es demnach auch nicht, den Mainzern eine vernünftige Vorstellung zu thun, und sie auf die Gefahr, welcher sie sich aussetzten, aufmerksam zu machen, allein sie waren taub und blind und gedachten nicht Ge-

ringeres, als das große, mächtige Schloß, das auf der einen Seite nach Süden zu starke und hohe Mauern und einen tiefen Graben, der zwar kein Wasser, aber einen tiefen, modrigen Schlamm enthielt, und auf der Nordseite, nach der Stadt zu, durch ein tiefes Thal geschützt wurde, der Erde gleich zu machen.

Wenn auch nun die Nachricht von einer Belagerung der Veste Stahleck jeden Bewohner derselben ebenfalls ein Lächeln entlockte und keiner auch nur die kleinste Furcht hatte, so war es diesmal mit dem Junker von Eppstein und seiner Emma etwas ganz anderes, denn es sah mit dem Gesundheitszustande der Pfalzgräfin, die Letztere in ihrem Schlafzimmer verborgen hielt, gar bedenklich aus, und wenn auch gerade nicht für ihr Leben zu fürchten war, so fühlte sie sich doch nicht stark genug, eine Reise von vielleicht zwanzig

Meilen zu Pferde zu machen, und dennoch mußte es sein.

So sehr es Fräulein Emma auch zu vermeiden gesucht hatte, daß die Pfalzgräfin nicht an's Fenster kam, so gab es doch Augenblicke, wo sie es nicht vermeiden konnte, und ein solcher hatte sich gefunden, und zwar noch früh am Morgen, und woran sie gar nicht gedacht, das hatte sich begeben.

Pfalzgraf Hermann hatte sich schon früh am Morgen, was sonst seine Gewohnheit nicht war und was gerade heute die Mainzer veranlaßt hatten, mit seinem Burgvoigt in den Schloßhof in die Waffenkammer begeben, um selbst nachzusehen, ob auch alles in seiner gehörigen Ordnung sei, was zu einer Vertheidigung gegen diese übermüthigen Bürger erforderlich sei, und grade in diesem Augenblick hatte die Pfalzgräfin hinter einer

dichten Fenstergardine gestanden, und indem sie diese ein wenig zur Seite geschoben, hatte sie ihren Gemahl erblickt.

Ein lauter Ausruf der Freude, der, wenn Hermann nur die geringste Ahnung davon gehabt, daß seine erste Gemahlin noch am Leben sein könne, sie würde verrathen haben. Dieser Anblick machte einen so tiefen, einen so erschütternden Eindruck auf die Unglückliche, daß sie einige Sekunden später besinnungslos zusammen sank und als sie wieder zu sich selbst kam, mit einer solchen Liebe, mit einer solchen Begeisterung von ihrem Gemahl sprach, dessen man sie nach Jahre langen Leiden gar nicht mehr für fähig gehalten hatte. Emma mußte ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten, alle Segel aufspannen, um ihr zu beweisen, daß sie den Pfalzgraf sehr unglücklich machen würde, wenn

sie von ihrem Leben nur das Geringste verlauten ließe.

Glaubst Du, mein Kind, entgegnete sie hierauf, daß ich das nicht weiß, und daß, wenn ich es nicht wüßte, mich irgend etwas in der Welt noch abhalten könnte, nicht auf der Stelle hinab zu eilen, mich in seine Arme zu stürzen und ihn an mein hochklopfendes Herz zu drücken. Glaubst Du, weil ich vierzig Jahre alt bin und Du vielleicht zwanzig, daß mein Herz in der langen, dunkeln Kerkernacht für Liebe abgestorben sei? O glaube es ja nicht. So wie ich Hermann geliebt, so kann ihn früher oder später kein weiblich Herz lieben, und jetzt, o könnte ich nur noch eine Stunde, nur noch eine einzige Stunde mit ihm zusammen sein und ihm sagen, wie dies Herz nur einzig und allein für ihn schlägt, dann wollte ich freudig ein zweites Mal in mein dunk-

les Grab hinabsteigen, um dort für ihn zu leben, um dort für ihn zu beten.

Emma fühlte nur zu gut, was in der Seele dieser unglücklichen Frau vorging, und indem die hellen Thränen in ihren schönen Augen standen, schloß sie sie in ihre Arme und drückte sie an ihr Herz. „Geduldet Euch noch eine kurze Zeit, gnädige Frau, sagte sie, und Euer Wunsch wird in Erfüllung gehen. Der Vater meines Friedrich ist schon seit Jahren Wittwer, er ist so alt wie der Herr Pfalzgraf und lebt auf seinem kleinen Besitzthum unweit Bonn, dort werdet Ihr ungestört leben und Euch mit dem alten Manne über Euren Gemahl unterhalten können, und dort, so weit von hier entfernt, wo Euch Niemand kennt, wird der Herr Pfalzgraf Euch besuchen; mein Friedrich wird das veranstalten."

Dies war allerdings ein Trost für die

Dame, allein Emma fürchtete doch, daß sie sich in ihrer aufgeregten krankhaften Stimmung vergessen und ein großes Unglück anrichten könne.

Das menschliche Herz, fuhr die Pfalzgräfin fort, ist ein wunderlich Ding. Als ich noch in meinem dunkeln Grabe lebte, als mich die Welt für todt hielt, da stiegen oft noch Zweifel in meiner Seele auf, ob mein Hermann wohl nicht die Hand zu diesem fürchterlichen Betruge geboten, ob er nicht schweigend darein gewilligt, allein der einzige Blick, den ich vorhin auf sein edles Antlitz geworfen, ist hinreichend, um jeden Zweifel zu widerlegen, jenes nichtswürdige Weib trägt allein alle und jede Schuld.

Zuverlässig, sagte da Emma, denn so wie ich den Herrn Pfalzgrafen kenne, so ist er einer solchen Handlung unfähig.

Nach einer längern Unterhaltung hatte

Emma ihre Schutzempfohlne wieder so weit beruhigt, daß sie ihr Versprechen, sich ruhig in ihr weiteres Schicksal fügen zu wollen, erneuete.

Wenn ich ihn nur noch einmal sehen, noch einmal sprechen kann, dann will ich mich beruhigen und freudig mein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen, denn mit dem Tode habe ich da unten schon genaue Bekanntschaft gemacht. Glaube mir nur, in einem Zeitraume von vier Jahren ist auch das stärkste Weib in einem kalten feuchten Kerker nicht immer gesund, denn das trockne Brot, was nur selten mit etwas Besserem vertauscht wurde, mundete nicht immer, und mehrere Male schwebte ich sogar in der Gefahr, von meiner Peinigerin vergessen zu sein, dann habe ich auch schmählichen Hunger ertragen müssen.

Nun, der Gedanke, daß sie jetzt für Euch leidet, mag Euch dafür entschädigen.

Als die Mittagstafel aufgehoben war, begleitete Friedrich seine Verlobte, wie er schon verschiedene Male gethan, auf ihr Zimmer. Jürta, die unterdeß strenge Wacht hielt, daß Niemand in das Zimmer gehen und eine Entdeckung machen könnte, benachrichtigte sogleich die Pfalzgräfin und entfernte sich dann.

Als die Pfalzgräfin ihren Befreier erblickte, den sie seit der Zeit, wo er sie seiner Emma übergeben, nicht wieder gesehen, eilte sie auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme, dann aber waren Thränen ihre Worte.

Nur Muth, gnädige Frau, sagte da Friedrich, und Ihr werdet mit mir zufrieden sein. Ich habe einen Boten an meinen Vater gesandt, er erwartet uns, und dort soll Euch ein neues, freudenreiches

Leben anlächeln. — Einer der jungen Herren, der hier am Hofe des Herrn Pfalzgrafen lebt, und in einem Streite, der mir galt, verwundet wurde und noch nicht wieder genesen ist, wird Euch seine Kleider leihen, Ihr werdet als Junker von Trautstein an meiner Seite aus dem Thore der Burg reiten, und eine Stunde Wegs von hier erwartet uns ein Schiff, das uns hoffentlich bis zum Abend in meine Heimath bringt.

Die Pfalzgräfin nickte mit dem Kopfe, als Zeichen des Einverständnisses, aber ihre Augen füllten sich aufs Neue mit Thränen und ging in ihr Schlafgemach. Hier angekommen, warf sie sich aufs Bett.

Also verkleidet soll ich mich hinausschleichen aus dem Schlosse meines Gemahls, sagte sie, wie eine Diebin soll ich mich fortstehlen aus dem Schlosse, in welches ich vor einundzwanzig Jahren als eine

hochgefeierte glückliche Braut einen glänzenden Einzug hielt. O ewige Gerechtigkeit! warum hüllst du dich so oft in den Schleier der Unsichtbarkeit und lässest den Sterblichen in grenzenloser Verzweiflung allein, seinen Schöpfer verklagend über die Gabe des Lebens? Warum bettest Du so oft den Einen — und oftmals den Verworfensten — in die Arme des Glücks und schleuderst den redlich Strebenden in die Abgründe des Elends, aus welchen ihn kein Weg zum Lichte zurückführt.

Nein, nein! fuhr sie nach einer längeren Pause wieder fort, ich habe es mir da unten sehr oft gesagt, es kann keine Vernichtung geben, denn mit ihr gäbe es denn auch keinen Gott und keine Gerechtigkeit, und das ganze Leben wäre nichts weiter, als ein Wahnsinn! Es muß dem Menschen ein höheres Ziel gesteckt sein, als nur das thierische Leben, und der Geist,

der die Gottheit ahnet und ihre Gesetze faßt, kann nicht wie ein Hauch, wie eine Staubwolke verwehen, und der Gott, der gegen alle seine Geschöpfe gerecht ist, er wird auch mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es muß demnach also noch eine Zeit, und wenn auch nur ein Tag, kommen, der mir all das erlittene Unrecht, all die Qual und all die Schmerzen, die ich erduldet, vergelten wird.

Als am nächsten Morgen die Schnitter zu Felde zogen, standen im Hofe des Schlosses Stahleck vier gesattelte Rosse, und bald darauf erschien der Junker von Eppstein und an seiner Seite die Pfalzgräfin in den Kleidern des Junkers von Trautstein. Zwei Knechte waren ihre Begleiter, weil sie vom Ufer des Rheins die Pferde wieder zurückführen mußten. Friedrichs Herz schlug fast hörbar, denn er hatte eine große Verpflichtung übernommen. Es

war ein verhängnißvoller Augenblick, denn wenn in demselben eine unerwartete Person erschienen, wenn der Burgvoigt Herr von Ehrenthal, oder des Pfalzgrafen Leibdiener, der Lahme, oder gar der Pfalzgraf selbst daher gekommen, — es giebt keine Worte, um die Scene zu beschreiben, die daraus hätte entstehen können, und — er war in Bezug auf die Pfalzgräfin selbst nicht sicher, er hatte Manches von ihr zu befürchten, ihre Aeußerungen am gestrigen Abende, die Emma von Hüben nicht entgangen waren, ließen noch Manches von ihr erwarten.

„Wie Euch die Kleider des Junkers von Trautstein so vortrefflich passen und kleiden, Ihr könntet ein Mädchenherz darin erobern,“ sagte Friedrich, eigentlich nur, um sich selbst Muth einzureden.

Der Scherz paßt nicht für diesen ernsten Augenblick, entgegnete die Pfalzgräfin,

doch ich bin gefaßt und will mich in das Unerläßliche fügen.

Friedrich wußte recht gut, daß er eine Albernheit gesagt, es war aber nur geschehen, um etwas zu sagen. Schweigend hielt er ihr den Bügel und sie schwang sich ziemlich unbehend in den Sattel.

Der alte Thorwart, dessen Augen nicht mehr sehr hell sahen, öffnete einen Flügel des großen, schweren Thores, und in wenigen Minuten befanden sie sich im Freien.

Es war ein herrlicher Morgen. Noch hatten die glühenden Strahlen der Sonne die kühle Nachtluft nicht verdrängt, aber sie spiegelten sich in den Fluthen des Rheins. Dieser reizende Anblick der herrlichen Natur verwischte auf kurze Zeit den Trübsinn der Pfalzgräfin, ihr Herz und ihre Sinne empfanden diesen unvergleichlichen Genuß, worüber Friedrich eine große Freude hatte, und eine Stunde Weges bis Schön-

burg, wo ein Schiff segelfertig am Ufer hielt, war bald zurückgelegt.

Vor dem Uebergange auf einem Brett bis am Bord des Schiffes, wollte die Pfalzgräfin an ihren Begleiter noch eine Rede halten, allein Friedrich bedeutete ihr durch ein Zeichen, daß hier nicht der Ort zu einer Unterhaltung sei und er erreichte auch hier seinen Zweck.

So leicht und so ruhig das Schiff auch, von dem schönsten Wetter begünstigt, auf den Wellen dahin schwamm, die plötzliche Veränderung der Luft machte dennoch auf die Pfalzgräfin einen ungünstigen Eindruck. Ein Unwohlsein nahm von Stunde zu Stunde zu und als das Schiff endlich mit dem Sinken der Sonne Bonn erreichte, dankte Friedrich Gott, daß er ihn bis dahin gebracht hatte.

Mit der herannahenden Dämmerung erreichte er endlich das Haus seines Va=

ters, das außer diesem von zwei Knechten, wovon der Eine jener gelehrte Mönch, seines Vaters Freund und sein früherer Lehrer war, und einer Magd bewohnt wurde.

Friedrichs Vater, zwar nicht viel älter als der Pfalzgraf, war ein schwacher, hinfälliger Greis, aber er war ein höchst liebenswürdiger und unterhaltender Greis, und in einem weit höhern Grade noch war es David, sein Freund, und hätte sich die Pfalzgräfin nicht so schwach und so unwohl gefühlt, so hätte sie unter diesen beiden ausgezeichneten Männern bald heimisch werden müssen, aber —

Verabredeter maßen durfte Friedrich nur zweimal an der pfalzgräflichen Mittagstafel fehlen, es war ihm daher nicht vergönnt, länger als eine Nacht im Hause seines Vaters zu verweilen, am nächsten

Morgen mußte er wieder ein Schiff besteigen und zurück segeln.

Der Abschied von der Pfalzgräfin war ein sehr trauriger, denn sie gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er sie nicht wiedersehen würde, und nur das Versprechen, daß sie hier ihren Gemahl noch einmal sehen sollte, vermochte sie zu beruhigen.

An diesem Morgen erschien die Pfalzgräfin in weiblichen Kleidern, und hätte sie nicht noch die Farbe der Kerkerluft an sich getragen und ein neuer Gram ihre Züge nicht zur Traurigkeit gestimmt, so hätte man sie in ihrem vierzigsten Jahre noch für schön halten können; aber der Keim eines frühen Todes nagte an ihrer Lebenskraft.

Der alte Ritter von Eppstein, so wie sein Freund David, boten alles auf, was Klugheit und guter Wille ihnen geboten, um der unglücklichen Frau das Leben in

ihrem Hause angenehm zu machen und sie ihren Gram und Kummer vergessen zu lassen; es gelang ihnen auf Stunden, jedoch nur auf Stunden, sie sank dann um so mehr in ihre Melancholie zurück, und man sah es deutlich, wie sie mit jedem Tage einen Schritt dem Grabe näher kam.

So lange indeß der Mensch noch lebt, so lange ist für seine Umgebung auch die Hoffnung noch nicht verloren; wir wollen demnach hoffen, daß noch ein Moment eintritt, der das dahin schwindende Leben noch aufhält.

Der Junker von Eppstein und die weiße Frau.

In der alten Stadt Mainz war ein reges Leben, alles lief und rannte in und durch einander herum, Alt und Jung war beschäftigt. Mehr denn sieben Hundert theils beweibte, theils ledige Männer waren auf den Beinen, denn es galt nichts Geringerem, als den Pfalzgrafen Hermann von Stahleck für die dem Grafen von Nüringen geleistete Hülfe zu bestrafen und den übrigen Rittern des Rheingaus Furcht einzuflößen, damit sich diese in ähnlichen Fällen hübsch ruhig auf ihren Schlössern

verhielten, damit sie bei gelegener Zeit einen nach dem andern vornehmen und so die Raubnester bis auf den Grund zerstören könnten, was ihnen auch späterhin wirklich gelungen ist. Die noch bis heutigen Tag sichtbaren Ruinen, die so malerisch zwischen den grünen Weinbergen daliegen und das Auge des Wanderers ergötzen, geben das untrüglichste Zeugniß davon. — Auf dem Heumarkt der Stadt waren die Wurfgeschütze aufgefahren, so wie alle nur vorhandenen Waffen aufgepflanzt, es hatte das Ansehen, als wollten die guten Bürger der Stadt Mainz morgen den ganzen Rheingau erobern, und sämmtliche Raubschlösser und Burgen unter ihre Füße treten.

Wie scheinbar unter den meisten der Bürger eine große Freudigkeit zu herrschen schien, so war das doch eigentlich nur eine Täuschung, denn denjenigen, die da ein liebes, junges Weib und ein paar

kleine Kinder daheim zurückließen, war es doch sehr beklommen um's Herz, denn sie wußten wohl, daß sie gesunden Leibes dahin gingen, aber sie konnten nicht wissen, ob sie nicht mit verstümmelten Gliedern wieder zurückkehrten, oder vielleicht wohl gar nicht, denn wo gehauen wird, sagt ein altes Sprüchwort, da fallen auch Späne, und das wußten die Mainzer recht gut, sie hatten die Erfahrung schon zu verschiedenen Malen gemacht. Diejenigen aber, die noch kein Weib und noch keine Kinder hatten, sie hatten meistentheils eine holde Braut oder ein süßes Liebchen, und die Trennung von diesen war um so schwerer und herzbrechender.

Ein junger Schwertfeger, ein wahrer Apoll von männlicher Schönheit und ein großer berühmter Meister in seiner Kunst, denn er verstand es auf viele Meilen weit am besten, seinen verfertigten Schwertern

die gehörige Härte und Biegsamkeit zu geben, war am letzten Sonntage mit der Tochter eines reichen Weinhändlers verlobt, und eben diese verlobte Braut war es, die am heutigen Abende einen Strom von Thränen vergoß und oft ohnmächtig in den Armen ihres Geliebten lag. Muthig waren nur diejenigen, die weder Geld noch Gut, weder ein Weib noch eine Geliebte zurück ließen, diese waren aber gerade der kleinste Theil, und für diese, so wie auch für alle Uebrigen, hatte Herr Windrich heute ein offenes Haus. Ein ganzes Faß voll Wein und stets gefüllte Becher luden jeden, der trinken wollte, ein, denn Herr Windrich bedurfte gerade morgen, wenn sein Kriegsplan gelingen sollte, muthige und unerschrockene Männer.

Herr Windrich wohnte am Heumarkt, gerade da, wo die Wurfmaschinen und die übrigen Waffen aufgefahren und auf-

gepflanzt waren. Sein Haus war eines der größten in der Stadt, so wie sein Handel der größte und ausgebreiteste in der ganzen weiten Umgegend war. Das Haus, das er größtentheils selbst hatte erbauen lassen, stand auf den Grundmauern, Gewölben und Kellern eines vierzig Jahre früher zerstörten Mönchsklosters, in welchen er seine Waaren zum größten Theil aufbewahrte. Herr Windrich war demnach ein reicher Mann. Er hatte auch eine sehr hübsche Frau, aber keine Kinder.

Während nun in Mainz diese große Regsamkeit herrschte, wovon Pfalzgraf Hermann genau unterrichtet war, war man auch hier auf Burg Stahleck durchaus nicht müßig. Alles, was zu einer Vertheidigung gegen eine so bedeutende Mannschaft erforderlich war, wurde herbeigeschafft und im besten Stand gesetzt. Die Steinkörbe wurden mit einem dreifachen

Vorrath versehen, und was an Lebensmitteln auf etwa acht Tage noch fehlen konnte, wurde in möglichster Eile herangeschafft, denn außer der gewöhnlichen Mannschaft, die für immer im Schlosse war, befanden sich jetzt noch ein und sechzig Mann Leibeigene aus Bacharach auf der Burg; es war daher nothwendig, eine große Masse von Lebensmitteln zu besitzen.

Das Beste dabei war, daß die gesammte Mannschaft im Schlosse mit gutem Muth beseelt war.

An eben diesem Abende, oder vielmehr in der Stunde der Mitternacht hatte Friedrich von Eppstein beschlossen, die Gräfin von Ingelheim noch einmal in ihrem Gefängniß zu besuchen, um sie wenigstens auf acht Tage mit Lebensmitteln, woran es ihm jetzt gerade nicht fehlte, zu versehen. Er hatte zu dem Ende auch eine

Kruke mit Wein gefüllt, denn er wollte nicht, daß sie Noth leiden sollte, er wollte ihren Körper gut erhalten, damit, wenn sie später vielleicht noch vor ein öffentliches Gericht gestellt werden sollte, man ihm keine Vorwürfe machen dürfe.

Als die Mitternachtsstunde schlug, hatte Friedrich schon eine halbe Stunde hinter dem Brunnen in seinem Versteck verweilt, denn er mußte in dieser Nacht vorsichtiger sein, als in all den frühern zuvor, indem die Wachen seit drei Nächten verdoppelt waren, er mußte also die Zeit benutzen, wo diese einander ablösten; auch durfte er vor einer Stunde nicht wieder zurückkehren, um das Geräusch, das die Ablösung verursachte, zu benutzen.

Als Friedrich in den Kerker trat und seine Vorräthe und seine Laterne auf den Tisch gestellt, hatte er seine Gefangene noch nicht bemerkt, sie hatte auch noch

kein Zeichen des Lebens von sich gegeben, er nahm also seine Laterne und leuchtete damit auf ihr Lager, er trat aber schnell wieder zurück, denn die unanständige Lage, in der er sie erblickte, war nicht für sein Auge, und er stellte die Laterne wieder auf den Tisch.

Tretet näher, mein schmucker Junker, sagte dann Brunhilde, und plaudern wir ein wenig miteinander.

Statt einen Schritt näher zu treten, trat er noch einen Schritt zurück, denn er war des Höchsten über den muntern leichtfertigen Ton der Gräfin verwundert.

Ihr seid noch ein Neuling in der Welt, fuhr Brunhilde fort, das merke ich aus all Eurem Benehmen. Die ganze Welt ist ein Feenpalast, oder eine Banditenhöhle. In dem Ersten leben die Götter und die Göttinnen und darin gehts in einem ewigen ununterbrochenen

Lust- und Freudentaumel zu. In dem Letzten lebt das Otterngezücht, der Auswurf der Hölle; wer sich nun nach dem Feenpalast sehnt, der muß den Weg, der dahin führt, suchen, dennoch aber findet ihn nicht jeder. Es giebt aber Bevorzugte, denen sich die Pforte des Paradieses von selber öffnet, und zu denen gehört Ihr.

Ich verstehe Euch nicht, Gräfin, meint Ihr aber Emma von Hüben, nennt Ihr das das Paradies, das ich gefunden, so habt Ihr nicht unrecht.

Emma, sagte die Gräfin spöttisch lachend, ist noch eine unreife Frucht und so nicht genießbar. Kommt näher, setzt Euch auf den Rand meines Lagers, reicht mir Eure Hand und ich will Euch begreiflich machen, wo Ihr die Pforte des Paradieses findet.

Obgleich Friedrich in die Geheimnisse

der Unkeuschheit noch nicht eingeweihet war, so ahnete er doch, was seine Gefangene damit sagen wollte, und er schauderte nochmals vor diesem Weibe zurück. Betrachtete er indeß die Sache von einer andern Seite, so konnte eine Annäherung zu dem Weibe eine lebensgefährliche Falle sein, denn er erblickte an ihrer Seite den Dolch, an den sie, wie sich leicht denken läßt, mit unsäglicher Mühe, an den Steinen wieder eine Spitze geschliffen hatte, er trat so ziemlich unbemerkt abermals einen Schritt zurück und sagte: wenn es mir in dieser Nacht die Zeit erlaubte, so würde ich mir die Ehre geben, ein Stündchen mit Euch zu plaudern, aber ich muß Euch bald wieder verlassen.

Wie thöricht doch der kurzsichtige Mensch ist, sagte da die Gräfin, indem sie sich in eine sitzende Stellung begab. Tausende laufen und ringen ihr ganzes Leben lang

und finden doch nicht was sie suchen, und Euch, der Ihr nicht sucht, Euch thun sich die Pforten des Paradieses von selbst auf. Kommt her, reicht mir Eure Hand, oder wenn Ihr wollt theile ich auch dieses elende Lager mit Euch, ich bin noch immer reich, ich kann Euch ein Plätzchen anweisen, wo Ihr zehntausend Goldgülden im Dunkeln finden könnt.

Ich bedarf ihrer nicht, entgegnete Friedrich.

Nicht bedürfen? rief Brunhilde, Ihr seid außerdem, daß Ihr noch ein Neuling in der Welt seid, wie ich Euch schon gesagt, auch ein großer Narr. Mit dem elenden Metall, was wir Geld nennen, kann der Mensch, wenn er es hat, alles ausrichten, ohne dieses ist er ein elender Wurm. Weil in dem Reiche des lateinischen Kaisers Balduin Anarchie und Unordnung herrschte, so trat ihm der Pabst

Innocenz IV. auf der Kirchenversammlung zu Lyon, weil er kein Geld hatte und von diesem geizigen und habgierigen Kirchenfürsten eine Summe verlangte, unter seine Füße. Wenn Ihr Geld habt, wenn Ihr reich seid, so könnt Ihr alles erlangen, was Ihr nur wollt, ja, wenn Ihr dessen genug habt, so könnt Ihr Euch auf den deutschen Kaiserthron schwingen; vor einem Bettler aber schlägt man die Thür zu.

Zwischen einem Bettler und einem kaiserlichen Reichthum giebt es aber noch verschiedene Mittelstraßen, entgegnete Friedrich hierauf.

Dagegen habe ich weiter nichts einzuwenden, als daß Jeder, auf welcher Stufe der menschlichen Gesellschaft er auch stehen mag, wenn er die Mittel hat, sich alle Thüren, alle Schlösser und alle Arme öffnen kann.

Friedrich, der sehr gut merkte, wohin diese Unterhaltung führen sollte, meinte, daß es doch Fälle gäbe, wo das alles doch zu nichts führen könne.

Brunhilde, die ganz klar in der Seele dieses jungen Mannes las, ließ sich dadurch aber nicht abschrecken, weil sie recht gut wußte, daß ein Baum nicht auf einen Streich falle, sie fuhr daher fort, indem sie sagte: seid nicht so halsstarrig und nicht so widerspenstig, Herr Junker von Eppstein, denn wenn Ihr es auch böse mit mir gemeint, so meine ich es doch gut mit Euch. Der Pfalzgraf, mein Verwandter, hat Euch, ich begreife eigentlich nicht recht warum, mit seiner Mündel, dem Fräulein von Hüben, verlobt. Sie hat ein Vermögen von sechs Tausend Goldgülden, und Ihr — Ihr habt nichts als Eure frische, jugendliche Gestalt und Euer Schwert. Glaubt Ihr von dieser

Summe in Köln, in Frankfurt oder in Mainz mit Weib und Kind eine glänzende Rolle zu spielen, oder wollt Ihr nebenbei vielleicht vom Stegreif leben? ich sage Euch, es ist ein elendes Gewerbe, denn wenn Ihr einmal einem tüchtigen Zuge — den Bürgern in den Städten ist seit einigen Jahren der Kamm gewaltig gewachsen — in die Hände fallt, so müßt Ihr in der Gefahr stehen, daß Euch Eure Knechte, in Kochstücke zerhauen, der lieben Hausfrau zurückführen. Hört dagegen meinen Vorschlag und gebt dann der Vernunft Gehör.

Hier in diesem unterirdischen Gewölbe, das der Pfalzgraf in seinem Leben selbst noch mit keinem Fuße betreten, fuhr sie nach einer Pause, in welcher sie den Junker genau beobachtet, fort, in der Gegend, wo das vermoderte Gerippe eines Buhlen, des Verführers meiner Unschuld und des

Betrügers meiner Ehre hängt, in der Gegend liegt die ganze Verlassenschaft des Prinzen Eduardo. Sie besteht in mindestens vierzig Tausend florentinischen Ducaten und eben so viel sind seine Schmucksachen: sein Stern, seine goldenen Ketten, seine Ringe, seine goldenen Sporen, wovon die Erstgenannten alle reich mit edlen Steinen, Brillanten, Perlen und Diamanten besetzt sind, an Werth. Seht, mein schmucker Junker, das alles übergeb ich Euch, wenn Ihr ein vernünftiger Mann seid, und dafür verlange ich nur ein Geringes von Euch.

Friedrich wollte hierauf antworten, allein die Gräfin winkte mit der Hand und sagte: unterbrecht mich nicht, sondern erfreuet Euch eines unverhofften Glücks. Jenen großartigen Schatz zeig' ich Euch an, und wenn Ihr wollt, noch in dieser Stunde, und dafür verlange ich nichts weiter, als

daß Ihr mich wieder in Freiheit setzt. Und damit Ihr seht, daß ich Euch fernerhin auf keine Weise hinderlich sein kann und sein will, so führt mich noch in dieser Nacht in das eine Stunde von hier gelegene Gottesthal. Mit Anbruch des Tages können wir dort sein. Ihr zieht die Glocke an der Pforte, sie thut sich auf, Ihr schiebt mich hinein, sie schließt sich hinter meinen Fersen wieder und ich bin für dieses Leben von der Welt verschwunden. Wollt Ihr das, so brechen wir in dieser Minute auf, und im Augenblick stand sie aufgerichtet da.

Der Plan, den Ihr da entworfen, entgegnete Friedrich, der die teuflische Intrigue dieses Weibes genau durchschauete, ist recht gut, die Klosterpforte würde sich aufthun, nur nicht die Pforte dieser Burg, um hinaus zu kommen.

Ha! rief da Brunhilde, ich hatte ver-

gessen, Euch auf den verborgenen Gang aufmerksam zu machen, dadurch ist nichts leichter als das.

Friedrich stutzte, er hatte während seines Hierseins auf Schloß Stahleck noch nie von einem verborgenen Gange gehört, der aus der Burg führte, er zweifelte auch daran, und doch — die Sache setzte ihn in Verlegenheit, aber er hatte sich schon zu lange mit ihr unterhalten, ihre energische Persönlichkeit fing an, ihm gefährlich zu scheinen, er mußte der Sache ein Ende machen, und um in der Güte von ihr zu scheiden, sagte er:

Ich bin nicht abgeneigt, in Euren Vorschlag einzugehen, denn da Ihr in ein Kloster gehen wollt, so wird die ganze Vergangenheit damit begraben sein, allein in dieser Nacht kann ich Euren Wunsch doch nicht erfüllen, ich muß mich erst von dem verborgenen Gange unterrichten, aber

in der nächsten Mitternachtsstunde seht Ihr mich wieder.

Die Gräfin betrachtete ihn hierauf mit einem argwöhnischen Blicke, sie errieth ebenfalls, was in seiner Seele vorging, und da ihr an dem Gelingen dieses Planes alles lag, da ihr Leben, ihre bis jetzt vor der Welt noch scheinbar gerettete Ehre ohne dies Gelingen dahin war, so wagte sie das letzte Mittel.

Die Gräfin von Ingelheim, die ihrem Gemahl nur ein Jahr gehabt, aber kein Pfand der Liebe von ihm aufzuweisen hatte, mußte in ihrer Jugend ein eben so schönes als reizendes Weib gewesen sein, die Züge ihres regelmäßig schönen Gesichts bewiesen das zwar nicht, sie waren von verschiedenen Leidenschaften entstellt, aber sie hatte eine schöne Nase, einen reizenden Mund, den noch zwei Reihen gesunder Zähne zierten, eine wohlgestaltete Stirn

und besonders schöne, braune Haare. Die übrigen Theile ihres Körpers aber übertrafen an Regelmäßigkeit und Vollkommenheit die erstern bei weitem. Zwar nicht die weibliche Größe überschreitend, war sie doch groß und stark zu nennen. Ihre Arme, wovon der eine ganz entblößt, so wie die linke Brust, waren so blendend weiß und so schön geformt, daß sie jedem Bildhauer zum Modell hätten dienen können, und ihre Hände waren ein Muster von Schönheit. Eben so klangvoll rein und harmonisch war auch ihre Stimme. Brunhilde mußte demnach früher eine vollendete Schönheit gewesen sein und nimmt es uns deshalb nicht Wunder, wenn in ihrer Glanzperiode ein italienischer Prinz, der im Schlosse ihres Vaters Zutritt hatte, alles daran wagte, um dies reizende Wesen für sich zu erobern. Wie sie ihn indeß dafür gestraft, daß er seine frühern

Versprechungen nicht gehalten, ist uns bekannt.

Wäre Friedrich von Eppstein ein Anderer gewesen, wer weiß, was die Reize dieses Weibes in dieser Stunde veranlaßt hätten, — allein er lebte noch völlig im Stande der Unschuld, eben so war er auch nicht habsüchtig, ihn reizte die Hinterlassenschaft des Prinzen eben so wenig, wie das Weib selbst.

Sie wagte das letzte Mittel, sagten wir vorhin, und es bestand darin, daß sie ihren Dolch unbemerkt in die Hand nahm und damit dem Junker, der seine rechte Hand auf den schweren eichenen Tisch gestützt hatte, einige Schritte näher trat. „Er oder ich, dachte sie, denn ich bin so wie so verloren, nur ein kühner und entschlossener Schritt kann mich retten.

Friedrich war indeß ein guter Fechter, und ein guter Fechter bewacht ununter-

brochen die Augen seines Gegners, und das that denn auch er, und so entging ihm nicht, was Brunhilde zu thun gedachte.

In dem Augenblick als in ihrer Seele der Entschluß gefaßt war, den ihr Auge bestimmt andeutete und ihre rechte Hand zuckte, sprang Friedrich wie der Falk auf den Geier zu, und ehe sie den verhängnißvollen Stoß vollbringen konnte, hatte sie Friedrich schon in seine Arme geschlossen, wo ihm seine unbändige Armkraft dies Mal gute Dienste leistete.

Brunhilde war indeß noch weit entfernt, ihren Plan schon aufzugeben. Sie hatte, ohne daß es Friedrich gemerkt, den Dolch von sich geschleudert und rief jetzt mit keuchender Stimme: „Ei mein Gott! Junker, seid doch nicht gar zu zärtlich, ich bin ja schon längst mit Leib und Seele Euer Eigenthum.“

Friedrich wollte indeß diesen listigen Scherz nicht verstehen, er drückte sie bis zu ihrem Bett zurück, setzte sie ohne Mühe darauf und sagte dann: morgen, morgen sehen wir uns wieder, haltet Euch nur fertig. Hiermit ergriff er schnell das Schlüsselbund und die Laterne und war in weniger als einer Minute außerhalb des Gefängnisses.

Der Tölpel, der kalte gefühllose Rüpel, der elende Bube! rief wüthend die Gräfin, ich dachte ihn zu überlisten und er hat mich überlistet, und — er wird mich noch ein zweites Mal überlisten. Er wird entweder nicht wieder zurückkehren und mich hier dem Hunger und der Verzweiflung Preis geben, oder er wird mit dem Pfalzgrafen und vielleicht noch Andern wiederkehren, in beiden Fällen bin ich aber verloren, das ist keinem Zweifel mehr unterworfen.

Sie rannte noch eine Weile mit großen Schritten in ihrem Kerker umher, ihr Blut war in höchster Aufregung, doch plötzlich blieb sie stehen, ein neuer Gedanke hatte ihre Kraft wieder aufgerichtet. Ja, sagte sie dann, die heilige Jungfrau hat mein Gebet erhört, sie wird mir durch einen frommen Diener der heiligen Kirche Trost und Hülfe senden. Pater Hilarius lebt noch, und er wird alles aufbieten, meinen Aufenthalt zu erfahren und mir dann Rettung bringen.

Dieser Gedanke hatte die Gräfin wieder neu belebt, erfrischt und ermuthigt, worauf sie die Lebensmittel untersuchte, die Friedrich gebracht, und als sie die Kruke mit Wein erblickte, lächelte sie sehr zufrieden. Nein, sagte sie sich dann, dem Hungertode will er mich nicht Preis geben, denn sonst hätte er mich nicht so

reichlich versorgt, denn hiervon kann ich im schlimmsten Falle acht Tage leben. Aber, fuhr sie dann in ihrer Selbstunterhaltung fort, daß ich ihm jenen reichen Schatz angedeutet, daß ich nur ein Wort darüber geredet, ist eine unverzeihliche Thorheit von mir, ich werde nichts dadurch erringen, und einem rohen, gefühllosen Rüpel einen fürstlichen Reichthum in die Hände liefern; aber — noch ist nicht aller Tage Abend, noch lebt Hilarius und er wird, er muß mir Hülfe bringen.

Nachdem sie ihre Mahlzeit gehalten, legte sie sich schlafen und der Traumgott wiegte sie bald in einen süßen Schlummer. —

Hätte Pater Hilarius gewußt, daß sich Brunhilde noch im Schlosse befand, er hätte sie unfehlbar gerettet; allein bei seiner Wiederkehr hatte sich Jürta ihre Rede

so klug ausgedacht, daß der Pater gar nicht zweifeln konnte, daß sie mit einem Andern seines Standes fortgegangen und nun für ihn verloren sei, worauf er denn seine fernere Bemühung um sie aufgab.

Die Belagerung der Veste Stahleck.

In derselben Nacht, oder eigentlich schon Abends zehn Uhr, waren die Mainzer, sieben Hundert Mann stark, mit ihren Wurfmaschinen und einer Masse Wagen und Pferden, die sie mit der reichen Beute beladen wollten, ausgezogen. Es war eine wonnige Sommernacht. Der Vollmond warf sein keusches Licht auf die muthigen Krieger herab, die in einer unabsehbaren Reihe am Ufer des Rheins dahinzogen. Auch eine Masse Weiber und leichtfertiger Dirnen hatten sich dem Zuge

angeschlossen, in der sichern Voraussetzung, wenn die Thore der Veste Stahleck sich öffneten, daß auch ihnen bei der Plünderung ein gewisser Antheil nicht fehlen könne.

Wie konnte es auch fehlen, eine solche Masse von Händen, die alle mit tödtlichen Waffen, mit eisernen Stangen und Brecheisen versehen waren, es konnte gar nicht fehlen, in mindestens zwölf Stunden mußte das ganze schöne Schloß mit seinen Thürmen und Warten der Erde gleich gemacht sein und alles, was darin lebte, sich gefangen in den Händen der Sieger befinden.

Die Morgensonne hatte eben ihre ersten goldenen Strahlen in die Fenster des großen, weitläufigen Schlosses geworfen, als auch schon die ersten Erstürmer ankamen und sich die Umgebung mit neugierigen Blicken beschaueten. Einige der äl=

tern Bürger, die etwas Aehnliches schon mitgemacht hatten, schüttelten bedenklich die Köpfe, sie wurden aber von den jüngern Hitzköpfen dafür ausgelacht.

Herr Windrich, als Oberbefehlshaber, ritt einen stattlichen Schimmel. Als auch er in die Nähe des Schlosses kam, hielt er sein Roß an, warf ebenfalls noch einen prüfenden Blick auf die Veste und, indem er seine Unterbefehlshaber um sich versammelte, sagte er: „Wenn wir die Sache ohne Blutvergießen abmachen könnten, es würde mir und all meinen Mitbürgern doch gewiß sehr wünschenswerth sein.“

Einige dieser Männer waren ganz seiner Meinung, andere aber meinten, darum wären sie nicht ausgezogen, um vor dem Schlosse mit langer Nase wieder abzuziehen und sich von den Bewohnern desselben auslachen zu lassen, das Schloß müsse

fallen, es müsse der Erde gleich gemacht werden, es müsse ihm wie dem und dem ergehen, nur dann würden diese übrigen adeligen Räuber wohl etwas Angst bekommen und ihnen ihre Burgen von selbst übergeben.

Ein buckliger Kerl, der von fern diese Bemerkung mit anhörte, wollte sich mit seinem Affengesicht darüber noch schiefer lachen, als er es schon war. Aber er bekam dafür Scheltworte und Kopfnüsse.

„Ehe wir eine Hand rühren, sagte hierauf Herr Windrich, schicken wir einen Trompeter vor das große Thor, es ist so wenigstens Gebrauch, und lassen dem Pfalzgrafen sagen: wenn er der Mainzer Bürgerschaft, der er vor der Burg des Grafen von Nüringen so großen Schaden zugefügt, die Summe von viertausend Goldgülden auszahlen und den Junker von Eppstein uns ausliefern wolle, dann wollten

wir uns vor der Hand beruhigen und seine Veste unbeschädigt stehen lassen, im Gegentheil aber würde ein Sturm beginnen, wie der Rheingau noch keinen gesehen, und solle dann kein Stein auf dem andern bleiben und keiner der Bewohner mit dem Leben davon kommen."

Viele waren damit einverstanden, viele aber meinten: das sei überflüssig, das Geld noch viel mehr, der Junker, müsse ihnen doch werden, wenn sie erst Herren des Schlosses wären; Herrn Windrichs Vorschlag wurde aber dennoch ausgeführt.

So wurde denn ein tüchtiger Redner mit einer kräftigen Stimme ausgewählt, der sich dem Trompeter anschloß, dem auch noch einige andere folgten, die sich dann sogleich den steilen Berg hinauf begaben.

Der Pfalzgraf, sein Burgvoigt, der Graf von Nüringen und Friedrich von Eppstein hatten sich, so etwas voraussehend,

auf die kleine Zelle des Thorwarts begeben, um zu hören und zu vernehmen.

Als der Bevollmächtigte seine Rede beendigt hatte, sagte der Pfalzgraf: es thut mir leid, lieben Leute, daß ich Euren Wunsch nicht erfüllen kann. Und wenn ich hundert Tausend Goldgülden hier aufgehäuft hätte, so würden die Mainzer Bürger doch nicht drei Kupferheller davon sehen, noch weniger aber werde ich ihnen auch nur den geringsten meiner Knechte ausliefern. Ihr habt Euch, fügte er dann noch hinzu, von dem Krämer Windrich zu dieser ungerechten Handlung verleiten lassen, denn es ist gar kein Grund vorhanden, mich mit Krieg zu überziehen. Ihr mögt also Euer Heil versuchen und Euch die Köpfe an den harten Mauern meines Schlosses einrennen, und wenn Ihr dann, ohne etwas ausgerichtet zu haben, mit blutigen Köpfen in Eure Stadt zurückkehrt, dann

mögt Ihr nicht mir, sondern Eurem Anführer, Herrn Windrich, die Schuld geben.

Als der eben Genannte diese Antwort hörte, wurde es ihm doch ein wenig eng um's Herz, und er konnte es sich nicht verhehlen, daß wenn die Sache mißlang, er einzig und allein die Triebfeder dazu war, und daß es ihm dann, denn er hatte auch seine Feinde, übel ergehen könne, er mußte daher seine Energie entwickeln, um wenigstens in das Schloß einzudringen. Gelang ihm dies, dann mochten die hohen und starken Mauern immerhin stehen bleiben, das Schloß wurde dann von innen vernichtet. Zu dem Ende mußten die Bewohner zugleich von allen Seiten angegriffen werden, das Hauptaugenmerk aber auf das große Thor gerichtet werden und bleiben. Hier mußten ununterbrochen zweihundert Mann den Sturm beginnen, und so wie einer fiel oder kampf-

unfähig wurde, so mußte er aus der vorhandenen Reserve wieder ersetzt werden.

Der Plan, den sich Herr Windrich entworfen, war recht gut, es war nur zu beklagen, daß es an der nöthigen Disciplin fehlte, daß jeder nur das that, was ihm recht und gut dünkte.

Nach der südwestlichen Seite, wo der kleine Garten lag, der allerdings mit einem tiefen Graben umgeben war, war das Schloß am leichtesten einzunehmen, denn die Pforte, die durch die Mauer in den Garten führte, war gegen das große Hauptthor, das nach Osten zu lag, nur ein Spielwerk, dagegen war aber von dem Garten aus, der wie eine kleine Insel da lag, der tiefe Graben mit seinem Schlamm und Morast, wieder am leichtesten zu vertheidigen.

In diesem Garten waren sechszehn Mann aufgestellt, die Burgvoigt Herr von

Ehrenthal befehligte. Sie waren nur mit einem Schwerdt und einer langen Lanze bewaffnet, die dazu diente, daß wenn es den andringenden Feinden gelingen sollte, sich durch den tiefen Schlamm durchzuarbeiten, sie beim Andringen auf der Gartenseite niederzuhauen.

Das große Hauptthor befehligte der Pfalzgraf und sein Liebling, Friedrich von Eppstein, selbst, die übrigen Theile auf der Südseite vertheidigten die Junker mit der noch entbehrlichen Mannschaft.

Der Sturm begann.

Vierzig Mann, von Herrn Windrich angeführt, drangen in einem Augenblick auf das große Thor mit Beilen, Aexten und eisernen Keulen los, und eine Viertelstunde würde hinreichend gewesen sein, die gewichtigen Massen in Zahnstocher zu verwandeln, so mächtige Schläge donnerten darauf los; aber in dem Augenblick

rollten einige vierzig schwere Steine aus den runden Scharten herunter, wovon jeder einzelne das Seinige that. Sieben Mann waren auf der Stelle todt und noch funfzehn andere waren theils leicht, theils schwer beschädigt. Herr Windrich ergänzte die Gefallenen sogleich durch eben so viel frische Truppen und das Bombardement begann von Neuem. Große Nägel gaben nach und sprangen den Stürmenden entgegen, worauf sich bald eine schwere, eiserne Schiene loslös'te, so daß die Bürger schon in ihrer Seele jubelten; doch da kam eine zweite schwere Ladung von oben herab, und diejenigen, die einige Minuten zuvor noch jubelten, brachen plötzlich in ein klägliches Jammergeschrei aus, das aber nicht die schweren Steine erbarmte, sondern sie mußten mit ihrem Leben büßen.

Eine dritte Ergänzung fiel dem An-

führer schon schwer, denn wenn die noch gesund und munter Dastehenden auf ihre zerschmetterten Mitbürger hinblickten, dann verging ihnen der Muth, und der Eine schob den Andern vor; viele von den zweihundert Mann waren aber gar nicht mehr vorhanden, sie hatten sich in aller Stille den Berg hinab begeben und lagen unten im Gebüsch versteckt.

Der dritte Angriff wurde wo möglich von Seiten des Pfalzgrafen noch härter empfangen, und als hiervon einige zwanzig Mann zerschmettert dalagen, da ergriffen die Uebrigen die Flucht, und bald sah sich Herr Windrich mit den Todten und Verwundeten, die ihn mit Flüchen und Verwünschungen überhäuften, allein vor der Burg.

Herr Windrich befand sich in einer verzweifelten Lage, denn ein schweres Gewitter zog sich über seinem Haupte zusam-

men, er hatte alles Schlimme von seinen Mitbürgern, aber keine günstige Aussicht mehr zu erwarten. Einen Hohn hatte er in diesem Augenblick schon zu ertragen, indem die Knechte des Pfalzgrafen, als sie ihn in einer so hülflosen Lage erblickten, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Ein verzweifelnder Spieler setzt auch den letzten Heller auf, um im glücklichen Falle alles Verlorne mit einem Schlage wieder zu gewinnen. Indem er einen verächtlichen Blick auf die Fliehenden warf, verließ er diesen Ort und eilte nach der Gartenseite hin. Als ihn die hier Kämpfenden erblickten, riefen sie ihm zu: wie steht's, ist das Thor offen? Bald, bald, entgegnete Herr Windrich, noch einige kräftige Schläge und es liegt zertrümmert am Boden. Er hatte ihnen diese Worte so laut zugerufen, daß der Burgvoigt, der hier befehligte, einen heftigen Schreck

bekam und sogleich einen seiner Leute in den innern Hof schickte, um sich zu erkundigen, wie es hier stehe.

Als Windrich indeß näher kam und bemerkte, daß hier eigentlich noch so viel als nichts geschehen war, als er bemerkte, daß fünf bis sechs Mann unten in dem tiefen Graben im Schlamme wateten und weder rück- noch vorwärts kommen konnten, als er sie schimpfen und fluchen hörte, da sank sein Muth auf's Neue, aber nur auf einige Minuten, denn indem er noch rathlos da stand und nicht wußte, was er beginnen sollte, siehe, da kamen einige vierzig Mann, die in der Nähe eine junge Eiche gefällt hatten und sie mit ihren Aesten und Zweigen daher brachten. Ihnen aber folgten noch achtzehn Mainzer Bogenschützen, die erst mit Tagesanbruch ausgegangen waren.

Mit unsäglicher Mühe wurde die Eiche

in den Schlamm geworfen, gleich darauf kamen noch mehrere, die große Bündel Reißholz trugen, und hiermit hätte man glauben sollen, daß der Uebergang leicht werden müsse, aber dem war doch nicht so, denn auf dem gemachten Wege konnte nur Einer hinter dem Andern gehen und so wie einer ankam, so waren schon zehn Schwerter geschwungen, die ihm sogleich den Todesstoß gaben.

Während indeß der Burgvoigt und seine Leute nur diejenigen beobachteten, die sich einen Uebergang gebahnt hatten, hatten sie die achtzehn Bogenschützen gar nicht bemerkt, und ehe sie sichs versahen, kamen achtzehn eiserne Pfeile über den Graben herüber, wovon einer der Knechte grade in die Brust getroffen todt nieder sank, ein zweiter Knecht war nur gering an der Schulter verwundet, allein ein dritter Pfeil hatte die linke Hand des

Burgvoigts getroffen, er stieß einen dumpfen Schrei aus und zog unter heftigen Schmerzen den Pfeil wieder aus der Wunde.

Da vor dem großen Burgthore nur noch Todte und Verwundete lagen und die Gesunden die Flucht ergriffen hatten, so trieb den Pfalzgrafen die Neugier zu sehen, wie es auf der südwestlichen Seite seines Schlosses aussähe; er übertrug also den Befehl einem andern und begab sich mit Friedrich in den Garten. Er trat gerade in dem Augenblick durch die schwere eiserne Pforte, als sein Burgvoigt den Pfeil aus der Wunde zog und sich unter heftigen Schmerzen zurückzog.

Obgleich sehr darüber verwundert und schmerzlich berührt, sagte der Pfalzgraf: es ist zwar gegen die, die wir den Feinden getödtet haben, kein Gegenstand, aber diesen, gerade diesen entbehre ich am

schmerzlichsten, denn er war mir stets ein treuer Diener. Aber dafür müssen wir —

In dem Augenblick kamen abermals achtzehn andere Pfeile über den Graben und verwundeten wieder zwei Knechte und ein dritter hätte um ein Haar den Pfalzgrafen getroffen.

Friedrich gerieth darüber so in Harnisch, daß er schwur, sich blutig dafür zu rächen.

„Erlaubt mir nur mit vierzig Mann einen Ausfall, gnädiger Herr, und Ihr sollt gerächt werden."

Der Pfalzgraf, der sich die Sache nicht reiflich überlegte, nickte seinem Liebling Beifall zu und ehe er zu völliger Besinnung kam, war ihm Friedrich schon aus den Augen.

Es dauerte nicht sehr lange, als abermals eine Salve von Pfeilen daher ge-

sauſt kam, wovon aber diesmal kein einziger traf, um so viel fleißiger waren aber die Uebergänger.

Friedrich von Eppstein hielt sein Wort. Er hatte eine kurze Anrede an seine vierzig Mann gehalten, er hatte ihnen eine Belohnung zugesichert, wenn sie getreulich folgten und ihn nicht verließen, sie versprachen es und hielten redlich Wort.

Eben als die Bogenschützen zum vierten Male anlegten, kam Friedrich wie der Sturmwind mit seinen vierzig muthigen Kriegern daher gesauſt und fiel ihnen in den Rücken, und von den achtzehn Bogenschützen kam kein einziger ohne eine Wunde davon. Als die Uebrigen die Niederlage sahen, ergriffen sie eilig die Flucht, selbst Herr Windrich hatte nicht den Muth, hier noch länger zu verweilen.

Um nun aber den Mainzern allen

Muth zu einem ähnlichen Unternehmen zu benehmen, verfolgte Friedrich die Fliehenden noch über eine Viertelstunde Wegs, was er bald schwer bereuen sollte. Indem der Weg hier eine Krümmung machte, stießen die Fliehenden auf ihre Mitbürger, die sich früher in großer Unzufriedenheit entfernt und im Gebüsch gelagert hatten.

Die junge Pfalzgräfin, deren Schwester, Emma von Hüben und die Zofe Jürta hatten sich auf einen Thurm begeben, von wo aus sie so ziemlich die ganze Umgebung des Schlosses übersehen konnten. Bis dahin, wo Friedrich von Eppstein bei seinem Ausfalle die Mainzer tüchtig zusammengehauen, waren die vier Frauen mit der ganzen Begebenheit vollkommen zufrieden, ja sie hatten vor Freude in die Hände geklatscht, als der stolze Windrich seinem Pferde die Sporn gegeben und seinen Mitbürgern zugerufen:

rette sich, wer sich retten kann, sonst sind wir alle verloren. Als aber mehr denn hundert Mann plötzlich wie aus der Erde wuchsen und von heftiger Wuth entbrannt sich dem muthigen Friedrich entgegen stellten, ja ihn umringten und an kein Entrinnen mehr zu denken war, da schrie Emma von Hüben, die junge Pfalzgräfin und die Zofe Jůrta vor innerm Erbeben laut auf, ja die Pfalzgräfin, vor deren Augen es Nacht wurde, knickte, weiß wie eine Lilie geworden, zusammen.

Hier feierten die Bürger von Mainz einen großen Triumph. Von den vierzig Mann kehrte auch nicht ein einziger in die Burg zurück, sie wurden alle ohne Ausnahme in Kochstücke zerhauen, nur Friedrich von Eppstein blieb unbeschädigt übrig, und zwar darum blieb er am Leben, weil ihn Herr Windrich mit noch

einigen, die seine Winke sogleich verstanden, geschützt hatte.

Als derjenige, von dem alles Unglück über ihn und seine Freunde ausgegangen, als derjenige, der den tapfern Junker von Ehrenthal und den riesigen Waffenschmidt Meister Hollenkamp dem Tode geopfert, als solcher sollte er im Triumph als Gefangener in Mainz eingeführt und sollte der Pfalzgraf ein Lösegeld, dessen Forderung sein ganzes Vermögen überstieg, für ihn zahlen, und wenn er sich nicht dazu verstehen wollte, dann sollte er in Mainz eines schmählichen Todes sterben. Hier suchte Herr Windrich ein Rettungsmittel für seine eigne Person, denn ihm war gar nicht wohl zu Muthe, wenn er an die vor dem Burgthore liegenden Todten und Verwundeten dachte, für deren Leben und Wohlsein er sich verantwortlich gemacht hatte.

Daß es den Junker von Eppstein in Mainz so ergehen möchte, mochten sich die Damen auf ihrem Thurme wohl gedacht haben und darum der tödtliche Schreck.

Aber auch Friedrich sah sein Schicksal klar und deutlich vor Augen, nur keinen Ausweg, wie ihm noch eine Rettung möglich wäre.

Mit lautem Jubel wurde er, seines Schwertes beraubt, auf ein Pferd gesetzt und Herr Windrich und einige seiner vertrautesten Freunde ritten ihm zur Seite, alle Uebrigen folgten. Auf die leer mitgebrachten Wagen, die man mit Beute zu beladen gedachte, wurden die Todten und Verwundeten geladen. Zehn bis zwölf der Verwundeten hatte indeß der Pfalzgraf schon in die Burg schaffen und verbinden lassen, er dachte nichts weniger, als daß sie für den Einen hinreichend sein würden.

Während diese Verwundeten in's Thor getragen wurden, fand sich der Bettelmönch Vater Hilarius ein und wollte sich auch mit hinein schleichen; aber der Eingang wurde ihm heute streng untersagt, und vor Zorn mit den Zähnen knirschend sah er sich genöthigt, sich dem Rückzuge anzuschließen.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten mit ihrem Purpur noch einmal die Thürme und die höchsten Häuser der alten Stadt Mainz, als der Triumphzug im Thore und in den Straßen anlangte. Die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Beinen. Aus den Fenstern und den Vorbauen der Häuser sah man schöne Frauen- und Mädchenköpfe, die ihre Blicke auf den gefangenen jungen Helden warfen, und es ist nicht zu leugnen, daß die schöne Gestalt dieses jungen Mannes manches Herz für

sich eroberte und manche in's Geheim wünschte, ihn retten zu können. Die Männer dachten jedoch anders, sie wollten ihn alle spießen, rädern, viertheilen, zuvor sollte er aber erst alle Qualen der Hölle empfinden.

Wir haben schon bemerkt, daß Herrn Windrichs Haus zum Theil auf die Grundmauern eines alten zerstörten Klosters erbauet war, und daß sich darin noch verschiedene große Keller und Gewölbe befanden. In einem derselben sollte der Gefangene, wenigstens für die erste Nacht, sein Quartier finden. Morgen, so hatte es der kluge Mann berechnet, morgen hatte sich der Schmerz und die Wuth um die nicht Zurückgekehrten schon etwas gelegt und er hatte dann das Mittel, das allein ihn nur noch retten konnte, in seiner Gewalt.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Im lauten Jubel des Volks war der Zug auf dem Marktplatze, wo Herr Windrich wohnte, angekommen. Die Fenster seines Hauses wimmelten ebenfalls von schönen Frauen und Mädchen, die theils Verwandte, theils Bekannte seiner Gattin waren, unter diesen vielen Frauen und Mädchen aber leuchtete seine Gattin wie ein Stern hervor: mit ihrer Schönheit, ihrer Anmuth überstrahlte sie Alle, aber — sie liebte ihren Gatten nicht, sie hatte ihm auf Befehl ihrer Eltern ihre Hand reichen müssen, worauf Derjenige, dem ihr Herz schon viel früher gehört, in die weite Welt gegangen war. Wenn sie nun auch als eine brave Frau keine ihrer Pflichten gegen ihren Gatten verabsäumte, so konnte sie es doch nicht unterlassen, zuweilen an den unglücklichen Geliebten zu denken.

Als ihr erster Blick auf den gefangenen Junker fiel, der mit ihrem verlornen

Geliebten eine so täuschende Aehnlichkeit hatte, hätte nicht viel gefehlt, daß sie einen lauten Schrei ausgestoßen hätte, aber sie besann sich noch zu rechter Zeit und entfernte sich auf einige Augenblicke vom Fenster. Als sie wieder dahin zurückkehrte, stieg der Junker so eben vom Pferde und sein Blick fiel auf die Fenster und auf sie, und es kam ihr vor, als habe sein Blick um Mitleid bei ihr geflehet, und in dem Augenblick stand auch der Gedanke bei ihr fest, wenn es möglich sei, ihn zu retten.

Wenige Minuten später befand sich der Junker in einem der unterirdischen Gewölbe, wohin ihn Herr Windrich mit einigen Freunden gebracht hatte, und eine Viertelstunde später, als sich alles Volk verlaufen hatte und die alte Ruhe wieder hergestellt war, kehrte der Hausherr in das Wohnzimmer zurück, wo er drei Schlüssel, mit einem Riemen verbunden, an die Wand

hängte, sich den Schweiß von der Stirn trocknete und dann seine Gattin begrüßte.

Herr Windrich war diesen Abend nichts weniger als gesprächig, er setzte sich an den gedeckten Tisch, aber auch mit einem leeren Magen wollte ihm das Essen nicht munden. Seine Frau richtete einige Fragen an ihn, die er zwar höflich, aber so kurz als möglich beantwortete; er hatte, und zwar nicht ohne Grund, eine tödtliche Angst auf seiner Seele. Als er eine halbe Stunde hier verweilt, nahm er einen Krug Wein und einen Teller mit Brot und Braten, erfaßte dann das Schlüsselbund und verließ das Zimmer wieder.

Frau Windrich hatte genau auf alles geachtet, was ihr Mann vornahm; als er aber das Zimmer verlassen, stand sie einige Augenblicke und bedachte sich, was sie thun solle, und eben so schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie zog ihre Schuhe

aus und folgte ihm. Da es der Thüren da unten gar viele gab, so lag ihr nur daran, zu wissen, in welche sie gehen müsse, um den Junker zu retten. Es bedurfte nur zehn Minuten und sie wußte, was sie wissen wollte. Als ihr Gatte, noch mißvergnügter als zuvor, zurückkehrte, hatte sie sich in einen Sessel geworfen und stellte sich schlaftrunken. Herrn Windrich war das schon recht, auch er entkleidete sich und ging bald darauf in sein Kabinet. Da er die Thür nur angeschoben hatte, so hörte sie ihn bald laut schnarchen, nahm darauf die Schlüssel, ein Schwert ihres Mannes und verließ dann das Zimmer. Hierauf begab sie sich in ihr Ankleidezimmer, nahm einen alten Morgenrock, einen Unterrock, eine Haube und ein Mäntelchen, wie es Leute aus den niederen Ständen zu tragen pflegten, und endlich eine Laterne, und begab sich — was auch

daraus entstehen möchte — in die untern Regionen des großen Hauses.

Zwischen den großen Kisten, Fässern und Ballen, die zerstreut in dem weiten, schwarzen Raume umher lagen, lag auf einem Bund Stroh Friedrich von Eppstein. Daß er die Welt und seine Freunde nicht wieder sehen würde, war ihm nur zu gewiß, denn der Rachedurst seines Wirthes auf ihn war zu groß, als daß er irgend etwas Anderes als den zuverlässigen Tod hätte erwarten sollen; er sann also nur darüber nach, wie er den Pfalzgrafen von dem unterrichten wollte, was mit seiner ersten Gemahlin vorgegangen und wie er sie auf jeden Fall im Hause seines Vaters noch einmal sehen müsse. Er konnte es auch nicht unterlassen, mit einem Gefühl inniger, aufrichtiger Liebe an seine Emma zu denken, denn er wußte nur zu gut, wie zärtlich er von ihr ge-

liebt wurde. Da hörte er plötzlich den Schlüssel in der Thür seines Aufenthalts klirren, und der Gedanke, daß er in dieser Stunde sein Leben so enden sollte, stand eben so plötzlich vor seiner Seele. Doch siehe, statt seines Todfeindes erblickte er gegen alle Erwartung ein weibliches Wesen, das er zuvor schon am Fenster dieses Hauses gesehen hatte. Rasch richtete er sich auf und betrachtete, auf den linken Arm gestützt, die Gestalt.

Wer seid Ihr und was ist Euer Begehr? fragte er dann rasch, wobei er sie scharf ins Auge faßte.

Ich bin die Gattin des Kauf- und Handelsherrn Windrich. Ich habe Euch bei Eurem Eintritt in dieses Haus gesehen, und ich kann es nicht leugnen, mich dauert Eure Jugend, ich bin deshalb gekommen, um Euch zu fragen, ob Ihr nicht

Lust habt, Euch — als Weib verkleidet — das Leben zu retten.

Bei Gott! rief Friedrich, das hab ich nicht erwartet; es ist aber gar keine Frage, ob ich von Euch gerettet werden möchte, nur fürchte ich, daß es Euch nicht gelingen möchte.

Ich glaube, ich habe wenig dabei zu befürchten. Hört mich an und dann überlegt, ob Ihr meinen Plan ausführbar findet. — Ich habe hier einen längst abgelegten Anzug von den Meinigen mitgebracht, von dem ich hoffe, daß ihn Niemand mehr erkennen wird, dann einen leichten Mantel, unter dem Ihr leicht dies Schwert, was Euch vielleicht auf einen unvorhergesehenen Fall nöthig sein möchte, verbergen könnt. Bekleidet Euch damit, und wenn Ihr fertig seid, dann öffne ich Euch ein Thor, das auf eine entlegene Gasse hinaus führt. Verweilt dort so

lange bis das Thor der Stadt geöffnet wird und sucht dann Eure Freiheit; denn man hat hier Schlimmes mit Euch im Sinne.

Da bog Friedrich sein Knie vor der schönen Frau. Gott, sagte er dann, weiß doch Mittel und Wege, sich die Seinen zu erhalten und eine blutige, unüberlegte Handlung zu verhüten; denn ich bin fest überzeugt, daß es Eurem Gemahl nach längerer Zeit schwer auf die Seele fallen würde, mich ohne allen Grund dem Tode geopfert zu haben.

Sprechen wir nicht darüber, mein edler Junker, sagte hierauf Frau Windrich, es giebt Leute, die zu weise sind, die alles besser wissen und an eine Zukunft nicht glauben. Es ist, fuhr sie fort, längst ein Uhr vorüber, Ihr habt also nicht viel Zeit mehr übrig, wenn Ihr vor Tages Anbruch die offene Straße noch erreichen wollt,

drum versucht den ungewohnten Anzug und rüstet Euch dann.

Nach einer Viertelstunde stand Friedrich als Weib da, worüber die wackere Frau ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Gefalle ich Euch in dieser Verkleidung, schöne Frau? fragte er.

Ja, Ihr seht einer gemeinen Creatur sehr ähnlich, aber was schadet das, wenn Ihr damit einer langen Gefangenschaft oder — vielleicht wohl gar einem gewaltsamen Tode entgeht.

Ich hatte mich schon damit vertraut gemacht, aber sagt mir, schöne Frau, womit habe ich diese großmüthige Handlung verdient und womit werde ich sie Euch lohnen?

Ich habe nicht darauf gerechnet, indeß kann der Mensch die Zukunft nicht voraussehen; wer weiß, wie ich vielleicht Eurer im Leben noch bedarf; wenn Ihr Euch

dann dieser Nacht und der Gefahr, der ich mich dadurch aussetze, Euch zu befreien, erinnert, so kann es mir nur angenehm sein; jetzt aber wird es Zeit, daß Ihr diesen Ort verlaßt, sonst könnte das Unternehmen für uns Beide sehr gefährlich werden.

Nun, so lebt denn wohl! rief da Friedrich und seid versichert, daß ich mein ganzes Leben lang diese Nacht und Euch nicht vergessen werde. Hier schloß er sie in seine Arme, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und Beide verließen das Gewölbe.

Auf dem Wege nach dem Gebäude hin, wo sich das Thor befand, das nach einer entlegenen Gasse hinausführte, flüsterte Frau Windrich ihrem Schützling zu: grüßt mir Eure Verlobte, Fräulein Emma von Hüben.

Wie? erwiederte eben so leise der Junker, indem er stehen blieb und seine Beschützerin ansah, Ihr kennt meine Emma?

Von ihrer zartesten Kindheit an, denn ihr Vater war unser nächster Nachbar. Ich habe das liebliche Kind, denn ich bin zehn Jahre älter als sie, halbe Tage lang auf meinen Armen getragen, und als sie größer und verständiger wurde, da hatte sie keine liebere Freundin, als mich, und als endlich gar ihre Mutter verstarb, da war ich gewissermaßen ihre zweite Mutter, ihre Erzieherin und ihre Rathgeberin, sie lebte mehr in unserm Hause, als in dem Hause ihres Vaters, und da dieser sein Kind nirgends besser als bei uns aufgehoben wußte, so war ihm dieser Aufenthalt auch von allen der liebste.

O, das ist ja herrlich, das ist ja ganz vortrefflich, da darf ich ihr ja Euch als meine Freundin, meine Wohlthäterin, meine Befreierin nennen.

Wie es Euch beliebt. Wenn aber einst Emma Eure Gattin ist, dann haltet sie hoch

und herrlich, denn es giebt weit und breit kein weibliches Wesen, das ihr gleich wäre.

Ich schwöre es Euch in dieser verhängnißvollen Nacht, und nie werde ich diesen Schwur brechen; aber auch ich mache eine Bedingung und Ihr dürft sie mir nicht abschlagen. Wenn mich meine geringe Erfahrung, die ich in der Welt gemacht habe, nicht trügt, so lebt Ihr mit Eurem Gatten nicht so glücklich, als Ihr es verdient?

Ich habe noch nie mit einem Menschen darüber geredet, und am wenigsten würde ich es mit Euch thun, da auch Ihr vielleicht ebenfalls zehn Jahre jünger seid, als ich. Doch, was wünscht Ihr?

Daß, wenn es Euch einmal im Hause Eures Gatten nicht mehr gefallen sollte, meine Emma und ich die Einzigen sein sollen, zu denen Ihr kommen wollt.

Wir haben das Thor erreicht, entgegnete hierauf Frau Windrich, Friedrichs

letzte Worte absichtlich überhörend, und, indem sie den hölzernen Riegel aufzog, sagte sie: jetzt lebt wohl und seid vorsichtig, denn weiter kann ich Euch nicht beschützen.

Sie schob ihn hinaus, und im Augenblick war auch das Thor schon wieder von innen verriegelt.

Die ersten Strahlen der jungen Morgensonne fielen schon in ihrer ganzen Pracht in das Fenster von Herrn Windrichs Schlafgemach, als dieser erst erwachte und über seinen langen Schlaf heftig erschrack. In einem andern Gemach, dicht neben diesem, schlief seine Gattin. Er rief ihren Namen, aber sie war schon nicht mehr da, und er erhob sich schnell von seinem Lager, worauf diese aber bald erschien und ihm seine Morgensuppe brachte.

„War in dieser Nacht hier im Hause alles ruhig und still?" fragte er in einem nicht gar freundlichen Ton.

Wie immer, entgegnete Frau Windrich, und warum sollte es das auch nicht?

Ich glaubte, daß der Gefangene vielleicht — —

Welcher Gefangene?

Ha, Du sahest ihn nicht? nun, es schadet auch nicht.

Ist denn Dein Haus ein Gefängniß geworden?

Nur bis diesen Morgen, wo man dem hochedlen Herrn Junker für die wenigen Tage, die er noch zu leben hat, ein anderes Quartier anweisen wird.

Frau Windrich antwortete hierauf nichts, entfernte sich aber bald darauf, um sich nicht etwa durch eine Miene oder ein Wort zu verrathen. Als Herr Windrich in unruhiger Eile seine Suppe verschlungen hatte, zog er sich eben so eilig an, nahm drei mit einem Riemen verbundene Schlüssel von der Wand und ging in den weiten

Hofraum. In dem vormaligen Kreuzgange, in dem sich verschiedene Thüren zu unterirdischen Gewölben befanden, angekommen, konnte er die Thür, in welche er eintreten wollte, nicht gut verfehlen, und die schadenfrohe Miene, die er annahm, verkündigte dem Junker eben keinen freundlichen Morgengruß. Aber wie verwundert war der Mann, als er die Thür so weit als möglich aufgesperrt hatte und den Junker nicht erblickte. Er rieb sich die Augen, schauete in alle Winkel, aber — der Junker war nicht vorhanden. — Sollte ich mich in der Thür geirrt haben? fragte sich Herr Windrich, aber nein, nein, es ist gar nicht möglich; und er untersuchte aufs Neue alle Winkel, aber der Junker von Eppstein war verschwunden.

Es war in jener Zeit, wo man an die Einwirkungen eines bösen Geistes noch sehr stark glaubte, wohl nicht zu verwun-

dern, wenn Herr Windrich auf den Gedanken kam, der Junker von Eppstein müsse wohl mit dem Teufel im Bunde stehen, denn je mehr und je länger er über die Sache nachdachte und je mehr er die Festigkeit dieses Gewölbes betrachtete, je mehr bestärkte ihn dieser Gedanke in seinem Wahn. Aber — es wurde ihm doch sehr bang um's Herz, wenn er an die vielen seiner Mitbürger dachte, die mit ihm ausgezogen, aber nicht wieder heimgekehrt waren. Dieser Gefangene, dieser Junker von Eppstein, den der Pfalzgraf um jeden Preis, um jede Forderung würde eingelöst haben, war bis zu seinem Erwachen seine einzige Hoffnung gewesen.

In der Meinung, daß er sich doch könne geirrt haben, erschloß er noch mehrere dieser geheimen Gewölbe, aber was er suchte, fand er nicht, und der Gedanke:

der Teufel habe ihn geholt, wurde bei ihm zur fixen Idee.

Als alle Versuche vergebens waren, ging er in sein Comtoir, wo seine Handlungs-Gehülfen schon fleißig arbeiteten und sich um diese Angelegenheiten ihres Prinzipals nicht bekümmerten.

Was Herrn Windrich seine kriegerischen Ideen, seine Wuth, mit dem Adel des Rheingaus Fehde zu führen, später noch für Früchte trugen, werden wir am Schlusse dieser Erzählung noch Gelegenheit finden, dem Leser mitzutheilen, wir wenden also unsere Blicke vorläufig auf das Schloß Stahleck und seine Bewohner.

Hier war überall tiefe Trauer. Der alte ehrwürdige Pfalzgraf ging aus einem Zimmer in das andere, aber nirgends fand er Ruhe, nirgends Rast. Ja, sagte er sich selbst, und wenn ich ihn auch nicht selbst so lieb hätte, so ist er der Sohn meines

alten Freundes, der ihn mir, im Vertrauen auf unsere vierzigjährige Freundschaft, übergeben hat, und Hermann von Stahleck hat noch nie das Vertrauen seiner Freunde gemißbraucht. — Ich hätte, fuhr er nach einer Pause fort, den Ausfall nicht zugeben sollen, darin habe ich unrecht gehandelt, die Mainzer hätten sich den letzten Zahn noch an meinen Mauern ausbeißen können, aber es war zu augenscheinlich, daß ein Mißlingen gar nicht stattfinden konnte. Er muß doch unvorsichtig gewesen sein, er muß zu viel gewagt haben, denn ein kühner Wagehals ist er, das ist nicht abzustreiten, seines Vaters Geist lebt in ihm fort. — Wenn ich mir noch denke, wie sein Vater vor Jerusalem einige Hundert Muselmänner mit etwa vierzig Mann in die Flucht schlug und ihnen alles Gepäck abnahm, so muß ich mich heute noch über dieses Wagstück freuen.

Hermann von Stahleck fühlte sich sehr unglücklich, denn es war nur zu bestimmt, daß die Mainzer, was er auch an Lösegeld dafür bieten möchte, den Junker nicht lebendig wieder aus ihren Scheeren lassen würden.

Werfen wir einen Blick in die Zimmer der Damen, so finden wir sie alle in Thränen, nur etwa Fräulein Griseldis, die wenig Herz hatte, sprach den Uebrigen Muth ein, allein es waren nur Worte, die nicht vom Herzen kamen und nicht zum Herzen gingen. Die tiefste Betrübniß wohnte in der Brust des Fräulein Emma von Hüben und ihrer Zofe Jürta. Sie fanden auch gar keinen Anhaltpunkt, gar keinen Trost, ihnen war es nur zu gewiß, daß er sein Blut schon vergossen, und daß sie nur seine Leiche beweinten. Aber Gott, dessen unsichtbarer Geist uns überall umschwebt, gegen dessen hellsehenden Blick wir

armen Erdenwürmer nur Staubfäden sind, er weiß die tiefste Trauer oft im Augenblick, wo alle Hoffnung verschwunden scheint, in lauten Jubel und Freude zu verwandeln.

Emma saß auf einer niedern Fußbank, den Kopf in die linke Hand gestützt, Jürta saß auf ihren Knieen vor dem reizenden Mädchen und trocknete ihr die vom Weinen dick angeschwollenen Augen. Die junge Pfalzgräfin, deren Herz eben so betrübt, deren Augen ebenfalls vom Weinen angeschwollen, war so eben fortgegangen, sie hatte der Worte des Trostes auch nur wenige gewußt; doch da mit einem Male erscholl das Horn des Thurmwächters so laut, so freudig und so hell, daß aller Ohren davon angenehm berührt wurden.

Was ist das? fragte sich der Pfalzgraf, solche Töne passen nicht für unsere gegenwärtige Lage, und doch, bei Gott ist kein Ding unmöglich, und er erhob

sich rasch von seinem Sessel und eilte ans Fenster.

Ha! rief in ihrer tiefen Betrübniß Jürta, was sind das für muntere Töne, der Alte da auf seinem Thurme hatte den Junker auch lieb, er könnte unmöglich solche Töne erschallen lassen, wenn nicht etwas Außerordentliches sich begeben hätte; und sie eilte ebenfalls an's Fenster.

Hier angekommen, sah sie schon die ganze Mannschaft im großen Hofe versammelt, aber derjenige, den ihr Auge besonders suchte, der war nicht darunter, und indem sie fand, daß es nichts weiter als eine Täuschung sei, flossen ihre Thränen aufs Neue.

Doch, indem sie nur noch eine einzige Minute da stand, siehe da erschien durch den gekrümmten dunkeln Bogengang, der von dem kleinen Vorhofe in den großen Hof führte, eine Gestalt, eine Gestalt, die

einem reisenden Gaukler ähnlicher als einem adelichen Junker sah, und doch war diese Gestalt Niemand anders als der Junker Friedrich von Eppstein.

Ein freudiges Hurrah von der ganzen Mannschaft war sein erster Willkomm.

Der Burgvoigt Herr von Ehrenthal hatte, durch den ungewöhnlichen Jubel aufgeregt, ebenfalls sein Zimmer verlassen und war in den Hof geeilt, als er aber die wunderliche Gestalt erblickte, konnte er ein geheimes boshaftes Lächeln nur mit Mühe unterdrücken.

Der geneigte Leser wird fragen, womit oder wodurch hatte denn Friedrich von Eppstein eine so fremdartige Gestalt angenommen, die jedem, der ihn erblickte, auffallend erscheinen mußte? — Als Friedrich mit Hülfe seiner Retterin eine weibliche Kleidung anlegte, war es wohl nicht zu verwundern, daß, indem er seinen Kopf

mit der Nachthaube einer Dame schmückte, er sein Barett mit der Feder in seinem Gefängniß zurück ließ, er erschien also mit unbedecktem Haupte. Dazu hatte er, um an seiner Wohlthäterin nicht zum Verräther zu werden, eine Stunde von Mainz entfernt, die Verkleidung abgelegt, sie in ein Tuch zusammen gebunden und das kleine Bündel auf das ihm von Frau Windrich gegebene Schwert gesteckt, weshalb er denn wirklich einem reisenden Gaukler ähnlicher als einem adeligen Junker sah. Aber trotz dieser Verkleidung erkannte ihn doch Jeder auf den ersten Blick.

Friedrich beobachtete aber auch hier noch dieselbe Vorsicht, Niemand als der Pfalzgraf, Emma von Hüben und Jürta erfuhren den eigentlichen Zusammenhang seiner Gefangenschaft und seiner Befreiung daraus.

„Aber sage mir doch, Du Glücklicher,

fragte Emma, wer war diejenige, der Du Deine Freiheit, ja Dein Leben zu verdanken hast?"

Deiner Freundin verdanke ich Leben und Freiheit, entgegnete Friedrich, und also, wenn ich es genau nehme, Dir. Ein früheres Mal rettete mich Dein auf Blech gemaltes Bild.

„Aber mein Gott ich kenne ja in Mainz meines Wissens keinen Menschen."

Mit wenig Worten wußte Emma alles, und freudig in die Hände klatschend rief sie: das hat Marie Kohlhaas gethan, ja es giebt kein Wesen auf der ganzen Erde, die mich jemals lieber gehabt als sie.

Als Weib, rief da rasch Friedrich, das will ich zugeben, als Mann aber will ich jeden rathen, sich mit seiner Liebe fern von Dir zu halten.

Sei außer Sorgen, mein Geliebter, Emma gehört nur Dir; und beide sanken

einander in die Arme, wo ein langer seliger Kuß, der die Tage tiefer Trauer und ångstlicher Sorgen ins Meer der Vergessenheit versenkte, gewechselt wurde.

War den beiden Liebenden auch nun diese Sorge durch der treuen Freundin Hand entnommen, so wurden sie doch durch eine andere nicht minder in Aufregung und Thåtigkeit erhalten.

Schon eine Stunde früher hatte der Pfalzgraf eine Deputation, die aus seinem Burgvoigt, dem Junker von Trautstein, von Wallhausen und drei Knechten bestand, nach Mainz bestimmt, um mit den dortigen Bürgern eine Unterhandlung anzuknüpfen. Die genannten Personen waren auch långst reisefertig, nur der Pfalzgraf mit den Bedingungen, die er ihnen stellen wollte, noch nicht. Hatten sie seinem Liebling vielleicht schon heimlich das Lebenslicht ausgeblasen, was sich nach ei-

ner gütlichen Uebereinkunft leicht bemänteln und scheinbar beklagen ließ, dann lauteten seine Bedingungen ganz anders, und das war die Ursache, weshalb er noch immer nicht mit sich hatte einig werden können. Jetzt war das indeß anders, ganz anders geworden und sein Beschluß war nun völlig gefaßt:

„Gegen Auslieferung der siebenzehn „Verwundeten und in seinem Schlosse „Gefangenen sollten die Mainzer sieben „Hundert Goldgülden zugleich als Ent„schädigung für den Nachtheil, den seine „Mauern und Thore erlitten, bezahlen; „im Fall dem Junker von Eppstein „aber bei dem Ausfalle, den er auf sei„nen Befehl unternommen, nur das ge„ringste Leid zugefügt, die Summe vor„läufig verdoppelt werden. Hätten sich „die Bürger von Mainz aber gar er„dreistet, den Junker zu tödten, — daß

„er schon hier war, davon sollte durch-
„aus keine Rede sein, — dann sollten
„die siebenzehn Gefangenen, die sich ge-
„genwärtig in einem gesunden Saale
„befänden und sich einer treuen und
„rechtlichen Pflege erfreueten, in ein dunk-
„les Gewölbe gebracht und dort leben-
„dig der Verwesung übergeben werden."

Mit diesen unabänderlichen Bedingungen zog dann die Deputation sogleich nach Mainz ab, wobei ihr jedoch noch einmal fest eingeschärft wurde, über die Anwesenheit des Junkers kein Wort verlauten zu lassen, und da der Pfalzgraf seinem Burgvoigt nicht mehr so wie früher ganz unbedingt vertrauete, so befahl er dem Junker von Wallhausen noch ganz besonders an, denselben keinen Augenblick zu verlassen, sondern stets in seiner Nähe zu sein.

Während Friedrich von Eppstein und seine Emma in süßem, vertraulichem Ge-

sprách beisammen saßen und sich über die jüngste Vergangenheit unterhielten, während Friedrich ihr seinen Aufenthalt im Hause des Herrn Windrich in Mainz, und dessen boshafte, hinterlistige Gesinnungen gegen seine Person mittheilte, ging daraus immer mehr und mehr hervor, daß Friedrich höchst wahrscheinlich ohne die Dazwischenkunft der Frau Windrich das Licht des Tages nicht wieder gesehen haben würde, und beide beschlossen, stets ein wachsames Auge auf diese brave Frau zu richten, um im Fall der Noth sich ihrer schleunig anzunehmen. — Und dieser Fall war nicht mehr ganz fern, denn während sich die Deputation noch auf dem Wege nach Mainz befand, waren dort auf dem Saale des großen Rathhauses eine große Masse Bürger versammelt, unter denen sich nicht allein Herr Windrich, sondern auch ein großer berühmter Zauberer und Geisterbanner be=

stand, der, auf einer Erhöhung stehend, das schwarze Sammetbarett mit der kleinen Reiherfeder in seiner Hand hielt und damit allerlei wunderliche Figuren durch die Luft schnitt.

Herr Windrich selbst war unbestreitbar der klügste und aufgeklärteste Mann unter der ganzen versammelten Masse. Als bedeutender Kauf- und Handelsherr hatte er nicht allein einen großen Theil von Deutschland, sondern auch Spanien, Frankreich und die Niederlande gesehen und mit diesen verschiedenen Nationen verkehrt und Handel getrieben, und darum war keiner mehr und bestimmter davon überzeugt, daß dieser Gaukler über das Verschwinden des Junkers von Eppstein keine Auskunft geben konnte; aber darum war es ihm gerade um so lieber, daß Andere daran glaubten, er gewann wenigstens Zeit, um sich die Sache von allen Seiten zu überlegen

und den Verschwundenen selbst noch aufzufinden; denn daß seine eigne Frau die Hand hier im Spiel gehabt, fiel ihm durchaus nicht ein.

Stunde auf Stunde verfloß, die Sonne war schon im Sinken, als plötzlich die Deputation des Pfalzgrafen gemeldet wurde.

Herr Windrich bekam einen freudigen Schreck der aber bald eine andere Gestalt annahm, als er die schweren Bedingungen hörte, unter denen der Pfalzgraf die verwundeten Gefangenen nur wieder herausgeben wollte. Bis diesen Augenblick hatte man das Eindringen der Weiber in den Rathhaussaal noch zu verhindern gesucht, allein mit dem Eintritt der Deputation hatten sich doch nahe an zwanzig mit hereingedrängt, und das waren gerade diejenigen, deren Männer sich verwundet als Gefangene auf der Burg Stahleck befanden.

Es war wohl nicht zu bewundern, daß

diese Weiber, als sie mit eignen Ohren die Bedingungen des Pfalzgrafen gehört, in ein fürchterliches Wuth- und Angstgeschrei ausbrachen, und daß sie den Aufwiegler und Verführer, wie sie Herrn Windrich nannten, in Stücke zerrissen hätten, wenn er für den Augenblick nicht noch unter dem Schutze seiner Mitbürger gestanden hätte; aber selbst die Behörden der Stadt konnten den gerechten Forderungen dieser Frauen nicht ganz entgegen sein, und mußte es sich Herr Windrich, wenn auch gewissermaßen nur zum Schein, gefallen lassen, ins Gefängniß zu wandern.

Da es kein anderes Mittel gab, die Gefangenen zu erlösen, so mußte die gesammte Bürgerschaft die enorme Summe aufbringen, und drei Tage später wurde eine Deputation von Seiten der Stadt damit abgesandt.

Von der Stunde an, wo Friedrich von

Eppstein sich wieder auf der Burg befand, hatte der Pfalzgraf mit seiner Herzensgüte den strengen Befehl gegeben, die Gefangenen aufs Beste zu behandeln und ihnen jede Hülfe und Bequemlichkeit angedeihen zu lassen, was diese Unglücklichen auch mit dankbarem Herzen anerkannten. Der Burgpfaffe, ein Greis, der schon seit vierzig Jahren in der Schloßkapelle die Messe gehalten, war auch zugleich ein erfahrener Arzt, unter dessen Pfleze sie sich besonders wohl befanden.

Als endlich nach Verlauf von drei Tagen dem Pfalzgrafen die Mainzer Deputation gemeldet wurde, gab er sogleich Befehl, ihnen das Thor zu öffnen, worauf er sich selbst auf den Balkon begab.

Als hier ein ausgezeichneter Redner seine Anrede an den Pfalzgrafen gehalten und ein Anderer ihm in verschiedenen Beuteln die verlangte Summe zu Füßen gelegt,

und während der Pfalzgraf mit scharfen Blicken die kleine Versammlung gemustert, sagte er: das ist allerdings recht gut, daß Ihr in diesem Stücke meinen Worten nachgekommen seid, indeß ist das für den Augenblick nur Nebensache, die Hauptsache, der Junker von Eppstein, fehlt, ich sehe ihn nicht unter Euch.

Er ist verschwunden! rief Einer aus der Mitte der Versammlung.

Der Teufel hat ihn geholt! rief ein Anderer, nur sein Barett hat er zurückgelassen.

So ernst der Pfalzgraf auch dagestanden, so war es ihm nach diesem Ausrufe doch nicht möglich, seinen Ernst beizubehalten, er mußte sich nothwendig wegwenden, um seinen Feinden nicht ins Gesicht zu lachen. Als er sich wieder gesammelt hatte, sagte er: das mögt Ihr einem Andern glauben machen, nur mir nicht. —

Könnt Ihr mir es schwören, daß Ihr den Junker von Eppstein nicht auf irgend eine Weise heimlich gemordet habt? Besinnt Euch wohl, ehe Ihr mir eine Antwort gebt.

Auf diese Frage schienen die Bürger von Mainz nicht vorbereitet, allein nachdem sie sich einige Augenblicke mit einander besprochen hatten, nahm der Redner wieder das Wort und sagte: ja, Herr Pfalzgraf, wir schwören es bei Gott und der heiligen Jungfrau, daß dem Junker von Eppstein in Mainz von eines Menschen Hand kein Leid zugefügt ist.

Ich will es Euch glauben, entgegnete hierauf der Pfalzgraf, daß aber der böse Geist keinen Theil an ihm gehabt, das schwöre auch ich Euch, und dem zu Folge befindet er sich noch innerhalb Eurer Mauern; damit Ihr aber seht, daß ich besser gegen Euch denke, als Ihr gegen mich gedacht habt, so gebe ich Euch all Eure

Gefangenen heraus und behalte nur einen Einzigen, und zwar den kühnen Syndikus, der so tapfer gefochten hat, bis dahin, wo der Junker hier wieder erscheint, zurück.

Hierauf wurde die Deputation in den Saal geführt, wo sich die Verwundeten befanden, die sich allerdings sehr freueten, ihre Freunde und Bekannten wieder zu sehen, aber es auch nicht unterlassen konnten, öffentlich zu gestehen, daß sie hier eine solche Aufnahme und Pflege gefunden, wie sie sie zu Hause bei ihren Frauen und Eltern nicht besser hätten haben können, und daß sie nie wieder gegen den Pfalzgrafen von Stahleck etwas Feindliches unternehmen würden. Der Syndikus Streifwolf war zwar nicht ganz der Meinung der Uebrigen, als er aber hörte, daß er ganz allein als Geißel so lange hier verbleiben müsse, bis sich der Junker von Eppstein wieder hier auf dem Schlosse be-

finde, da machte er ein gewaltig langes Gesicht und bereuete zu spät seine gemachte Bemerkung.

Nach einer Stunde waren alle erforderlichen Anstalten getroffen, um die Verwundeten fortzuschaffen, und bald war das Schloß von allen, bis auf den Syndikus verlassen.

Die Hoffnung ist ein Gängelband, an das sich selbst der Delinquent, indem er das Schaffot besteigt, noch anklammert, denn hat man es doch schon gehabt, daß in dem Augenblick, wo der Scharfrichter das Schwert schon entblößt, noch das Wort „Gnade" erschallt ist.

Warum sollte nicht auch die Gräfin von Ingelheim in ihrem unterirdischen Grabe noch diese Hoffnung haben. Sie konnte sich es gar nicht als möglich denken, daß dieser junge allerliebste Junker von Eppstein ein so schwarzes, ein so verstocktes Herz in seiner Brust haben könne, um

sie hier dem Hungertode preiszugeben. Nein, nein, das war schlechterdings nicht möglich. Wenn sie indeß einen Blick auf ihren noch vorhandenen Mundvorrath warf, dann schwand diese Hoffnung um ein Bedeutendes.

Nach der ungefähren Zeitberechnung der Gräfin mußte es jetzt draußen Nacht sein, und wenn ein Geräusch von der Außenwelt hier in diese Tiefe einzudringen möglich gewesen wäre, so würde die Gräfin unaufhörlich das Ohr darauf gerichtet haben; aber hier herrschte nichts weiter als eine schauerliche Stille.

Daß die Pfalzgräfin, durch das schauderhafte Verbrechen, was sie in doppelter Hinsicht an derselben begangen, hier viele Jahre hatte schmachten müssen, daran dachte sie nicht, oder sie hielt sich für besser. Er wird noch einmal wiederkommen, sagte sie sich, und dann lasse ich ihn nicht wieder

allein fort, er muß mich mit sich nehmen, ich werde sein Glück machen. Das dumme Gänschen, die kleine Emma, die soll er in meinen Armen bald vergessen; wenn ich ihn nur erst wiedersehe. Sollte er aber, fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort, steif und ungelenkig bleiben, sollte ich ihn nicht für mich gewinnen können, nun dann — wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen — dann mag er seines Herzens Härte mit — dem Leben büßen.

Sie hatte mit ihren Armen und Händen, die eben so stark und kräftig als sie reizend und schön waren, eine Vorrichtung unter der gewölbten Decke angebracht, die aus einer Bandage bestand, in welcher sich zwei schwere Steine, die sie mit großer Anstrengung in einem entfernten Winkel losgebrochen hatte, befanden. Blieb er nun unbeweglich, wollte ihre ganze Zärtlichkeit, die sie an ihn zu

verschwenden bei sich beschlossen hatte, ihn durchaus nicht erweichen, wollte er sie nicht mit sich nehmen, dann wollte sie ihn unter diese Fallbrücke führen, die er in dem Dämmerlicht, was hier herrschte, nicht sehen konnte, und hier sollte er dann zerschmettert werden.

Indem sie noch so da stand und ihr Werk mit prüfenden Blicken betrachtete, auch eine Schnur, mit welcher dies Fallwerk in Bewegung gesetzt wurde, in eine bequeme Lage brachte, blieb sie mit einem Male unbeweglich stehen und horchte. „War das nicht der Schlüssel, den ich im Schlosse sich bewegen hörte? fragte sie sich. Bei der heiligen Jungfrau! ich habe mich nicht geirret, er ist es, er kommt. Jetzt, Brunhilde, nimm Dich zusammen, denn diese Stunde ist entweder die letzte in Deinem irdischen Leben, oder — sie wagte ihren weitern Gedanken keine Worte zu geben.

Brunhilde hatte mit den unter dem weißen Ueberwurfe mitgebrachten Kleidern, deren nicht viele waren, dennoch all ihre Reize entfaltet, und wahrlich, Brunhilde war nach den Regeln der Kunst eine Schönheit und unendlich reizend, und hätte in dieser reizenden Hülle nicht eine so schwarze, verderbte Seele gewohnt, sie würde alle Männerherzen bezaubert haben, aber ihr Herz war kalt wie Eis, der Schöpfer hatte im Augenblick ihres Entstehens einen Mißgriff gethan.

Mit Entzücken hörte Brunhilde des Junkers Tritte die lange Treppe herab kommen, und als er endlich vor der Thür ihres Kerkers angekommen, den Schlüssel in das Schloß steckte, da glaubte sie sich schon in der Oberwelt, träumte schon von der goldnen Freiheit.

Die Thür that sich auf und vorsichtig trat Friedrich ein, aber kaum hatte er

einen Schritt gethan, als ihn auch schon die runden, seidenweichen Arme Brunhildes umschlungen hielten. „Endlich, endlich! rief sie, endlich habe ich Euch wieder. O wie habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt, wie hat mein liebend Herz nur für Euch geschlagen, nun aber habe ich Euch und in diesen Armen sollt Ihr des Himmels höchste Seligkeit empfinden."

Wenn Ihr Euch nur nicht täuscht, Gräfin Brunhilde. Ihr wißt, mein Herz und meine Liebe gehört Emma von Hüben, was hätte ich Euch also da noch zu bieten. Ueberdem glaube ich, daß Ihr nur Scherz mit mir treibt, indem unsere Jahre zu weit von einander verschieden sind. Und indem er sich sanft aus ihren Armen losgewunden setzte er einen kleinen Korb mit Lebensmitteln, den er mitgebracht, auf den Boden.

Brunhilde war zurückgetreten und be-

trachtete ihn einige Sekunden anscheinend mit großem Wohlgefallen, sie wußte recht gut, wie er gegen sie dachte, und daß ihr Plan, mit ihm das unterirdische Gewölbe zu verlassen, nur in ihrer Einbildung lag, aber sie hatte sich nun einmal vorgenommen das Aeußerste zu versuchen, und sie gab ihre Hoffnung noch nicht auf.

Aber, sagte sie dann, was liegt Euch denn daran, mich unglücklich zu wissen? was gewinnt Ihr dabei? Ich liebe Euch, ich habe es Euch schon gestanden, und wenn ich Euch nicht haben, nicht besitzen soll, was liegt mir dann noch an der Welt? aber hier, hier in diesem schauderhaften Aufenthalte — —

In dem Ihr die Gräfin von Stahleck so viele Jahre gefangen gehalten, unterbrach sie Friedrich.

Kann ich unmöglich länger noch verweilen, fuhr sie, seine Bemerkung über-

hörend, fort, wenn Ihr denn nun einmal kein Herz und keine Liebe für mich empfindet, so nehmt mein großes Vermögen und seid damit glücklich und öffnet mir dafür die Pforte eines Klosters, so will ich da meine Jahre im frommen Gebet für Euch und Emma verleben.

Obgleich Friedrich hierauf schon vorbereitet war, so bedurfte es doch nur einen Augenblick, um dies teuflische Weib zu durchschauen, um indeß noch einmal, nur noch dies einzige Mal in Güte von ihr loszukommen, sagte er: das ist ein Lebensplan, Gräfin, den ich für Euch am passendsten halte, und ich bin nicht abgeneigt, Euch dazu behülflich zu sein; allein ich muß dazu erst Vorbereitungen treffen, Ihr müßt also wenigstens noch vier und zwanzig Stunden hier verweilen.

Brunhilde fühlte recht gut, daß das nur eine leere Ausflucht war, und da sie

nach ihrem Dafürhalten alles gethan hatte, was sie für nöthig gehalten, so glaubte sie, daß jetzt der Zeitpunkt da sei, wo er für seine Hartherzigkeit büßen müsse. Tödtete ihn der herabfallende Stein auch nicht, so konnte er später hier ohne alle menschliche Hülfe eines jämmerlichen Todes sterben, das kümmerte sie dann weiter nicht.

Armer Friedrich! was hast Du während eines Aufenthalts von kaum fünf Monaten auf Burg Stahleck schon alles erlebt, was hast Du schon für merkwürdige Erfahrungen gemacht, und soll dies nun Deine letzte Stunde sein? soll kein Strahl der Sonne wieder auf Dein schuldloses Haupt fallen?

Brunhilde faßte noch einmal seine Hand, jedoch nicht in der Absicht, noch einen Versuch zu machen, sondern ihn auf die verhängnißvolle Stelle zu führen, und es gelang ihr, indem Friedrich nicht die ge-

ringste Ahnung von dem hatte, was sein Verderben werden sollte. Aber Gott, dessen unsichtbarer Geist überall schwebt, Gott, der die Herzen und Nieren all seiner Geschöpfe prüft und kennt, Gott war mit und bei ihm.

Ohne daß es Friedrich hätte merken können, hatte die Gräfin die Schnur gefaßt, ein scharfer Ruck und der Beklagenswerthe wäre zerschmettert gewesen, aber die Schnur verursachte, indem sie angezogen wurde, über seinem Haupte ein seltsames Knarren. Friedrich warf einen Blick in die Höhe und dieser einzige Blick war hinreichend, ihm das Leben zu retten. Er sprang pfeilschnell zurück und im Augenblick lag ein centnerschwerer Quader zu seinen Füßen.

Wenn die Gräfin einen Augenblick zuvor auch noch glühete, so verbreitete sich doch in demselben Augenblick eine Todten=

blässe über ihr ganzes Antlitz, sie hatte ein solches Mißlingen nicht erwartet und betrachtete sich nun als verloren.

„Nichtswürdige Creatur! rief da Friedrich, nicht von Schreck, sondern von gerechtem Zorn entbrannt, hast Du der Morde noch nicht genug auf Deiner Seele? wolltest Du auch den meinigen noch mit hinzufügen? — Jetzt bist Du mit der Welt fertig, auf dem Schaffot wird Dir der Scharfrichter das verruchte Haupt vor die Füße legen, worauf Du dem Ewigen über Deine Handlungen Rechenschaft ablegen wirst.“ Und mit einem scharfen Athemzuge blies er die Lampe aus, die schon viele Jahre hier geleuchtet hatte, und war dann mit einem Sprunge zur Thür hinaus.

Auf eine so lange Zeit hatte die Gräfin früher ihre Besinnung noch nie verloren, als gerade in dieser Minute, sie erwachte erst aus ihrer Betäubung, als die

Thür schon prasselnd in's Schloß sprang. Nicht genug, daß dieser Elende, wie sie den Junker nannte, sie in diesen Kerker eingesperrt, er hatte sie nun auch des Lichts beraubt. Und wenn seine letzten Worte auch nichts weiter als eine leere Drohung waren, so stand es doch in seiner Macht, sie hier in dieser undurchdringlichen Finsterniß dem Hungertode preiszugeben.

Brunhilde Gräfin von Ingelheim war von dieser Minute an sehr unglücklich, denn alle und jede Hoffnung war ihr nun für immer abgeschnitten.

Als Friedrich am nächsten Morgen von seinem Spazierritt mit den übrigen Junkern zurückkehrte, begab er sich zu seiner Verlobten, um ihr seine Erlebnisse der verflossenen Nacht mitzutheilen.

Emma war aufs Höchste über eine solche Handlung von einem Weibe entrüstet; um aber den Geliebten für seine ausgestandene

Angst zu entschädigen, schloß sie ihn zärtlich in ihre Arme.

Bis diesen Augenblick waren beide noch nicht darüber mit sich einig gewesen, ob sie dem Pfalzgrafen ihre Erfahrung mittheilen, ob er erfahren solle, daß er zwei lebende Frauen habe, oder nicht; allein dies letzte Ereigniß gab den Ausschlag, und es wurde beschlossen, ihn zu einer Reise zu Friedrichs Vater zu bewegen, wo er dann das höchst seltsame Ereigniß erfahren und seine erste, längst verstorben geglaubte Gemahlin wiedersehen sollte.

Es hat zu allen Zeiten und unter allen Klassen von Menschen besondere Originale gegeben, die sich vor tausend und abermal tausend ihres Gleichen auszeichneten; die Geschichte erzählt uns davon merkwürdige und auffallende Beispiele. Zu einer Klasse dieser Menschen gehörte die Gräfin von Ingelheim. Von ihrer zartesten

Jugend an war es ihr ein Bedürfniß, Intriguen zu spinnen und Leute mit einander in Streit und Hader zu verwickeln. Ohne Herz war es ihr unmöglich, gegen irgend ein Wesen männlichen oder weiblichen Geschlechts eine wahre, innige Zuneigung zu empfinden; dennoch war sie leidenschaftlich und dem Manne, der sie zu behandeln verstand, wurde es daher leicht, sein Ziel zu erreichen. Dies war der Fall mit dem italienischen Prinzen gewesen, der durch einen Zufall in dem Hause ihres verstorbenen Vaters bekannt wurde. Da sie schon in ihrem zwölften Lebensjahre die Mutter verlor, so war sie von der Zeit an sich selbst überlassen.

Brunhilde mochte siebenzehn Jahre zählen, als der Prinz di Rossini, aus einem alten berühmten Geschlecht der Stadt Genua, in den Rheingau kam und mit dem Grafen von Ingelheim bekannt wurde.

Das Land, dem der Prinz angehörte, ist als dasjenige, wo die leidenschaftlichen Gemüther zu Hause sind, bekannt. Seine Jugend, seine schöne Gestalt und der Glanz, der ihn umgab, verblendeten das Auge Brunhildens, und kaum war ein Monat verflossen, als Beide, jedes Zwanges entledigt, denn der Graf von Ingelheim war ein alter, abgestumpfter Mann, der nichts weiter als den Weinkrug liebte, in der innigsten Freundschaft lebten. Der Frühling hatte sie mit einander verbunden und der Herbst sollte sie wieder trennen, aber da traten seltsame Ereignisse ein. Brunhilde war nicht mehr das junge, unschuldige Mädchen, das der letzte Frühling begrüßt hatte, Brunhilde fühlte sich Mutter. Dazu kam, daß ihr Vater plötzlich erkrankte und schon nach vier Wochen das Zeitliche segnete. Er hatte indeß nicht unterlassen, vor seinem Ende ein Testament

zu machen und seines Bruders Sohn zum Erben seiner liegenden Güter einzusetzen, wobei indeß seine Tochter Brunhilde keineswegs vergessen war, und der Pfalzgraf Hermann von Stahleck zum Vollstrecker seiner Verfügung ernannt war.

Brunhilde fühlte sich in ihrem Zustande nichts weniger als unglücklich, denn sie war fest davon überzeugt, daß sie nun des baldigsten als Herzogin di Rossini erscheinen würde.

Dem war indeß nicht so, der Prinz war nicht selbstständig genug, um nach eigner Neigung eine Wahl treffen zu können, er hing von seinen Verwandten ab, die nie in eine solche Verbindung willigen würden.

Prinz di Rossini war sechs Wochen abwesend gewesen, er hatte sich mit seinem kleinen Hofstaate in Wien aufgehalten. Als er nach Verlauf dieser Zeit zu-

rückkehrte, war die Leiche des Grafen von Ingelheim längst in die Gruft seiner Väter gesenkt, Brunhilde aber hatte sich, und zwar zu ihrem Nachtheil, bedeutend verändert.

In den ersten Augenblicken, wo Brunhilde mit ihrem Geliebten zusammen war, hatte sie schon in seinem Auge gelesen, was in seiner Seele vorging, und da ihr Herz keiner wirklichen aufrichtigen Liebe fähig war, so war auch das Todesurtheil in derselben Stunde schon so gut als unterschrieben. Indeß war Brunhilde viel zu klug, um dem Prinzen auch nur auf die entfernteste Art ihre Gedanken errathen zu lassen, im Gegentheil vermehrte sie ihre Zärtlichkeit gegen denselben.

Um dieselbe Zeit fügte es sich, daß der Pfalzgraf von Stahleck seine Pflegempfohlne bitten ließ, auf einige Zeit nach Burg Stahleck zu kommen, um da auf

seinem Schlosse ihrem ersten Schmerze ein wenig aus dem Wege zu gehen. Diese Aufforderung kam ihr auch, sie wußte selbst nicht warum, sehr willkommen, und da der Prinz, der seit seiner Rückkehr von Wien ziemlich kalt geschienen, von einer Zukunft kein Wort mehr gesprochen hatte, sich doch aber noch einen Monat hier aufzuhalten versprochen hatte, so lud sie ihn ein, sie nach Schloß Stahleck zu begleiten.

Der Prinz, der hierin bei der herannahenden unangenehmen Herbstzeit nur eine Zerstreuung wähnte, willigte sogleich ein. —

Brunhilde hatte schon vor Jahren einmal von ihrem Vater gehört, daß sich auf Burg Stahleck ein unterirdisches Gewölbe befinde, in dem böse Geister ihr Wesen trieben.

In jenen Zeiten, wo die Pfaffen noch einzig und allein die ganze Menschheit regier-

ten, war es ein Leichtes ein solches Gerücht zu verbreiten, und daher mochte auch dieses Gerücht wohl entstanden sein. Brunhilde war daher kaum vier und zwanzig Stunden auf dem Schlosse Stahleck, als sie sich von allem schon genau hatte unterrichten lassen, und es nun ihr einziges Bestreben sein ließ, den Prinzen dazu zu bewegen, daß er sie um die Stunde der Mitternacht in den verrufenen unterirdischen Gang begleite, um die Geister einmal in ihrer Ruhe zu stören. Der Prinz, der ebenfalls über Geister-Erscheinungen längst aufgeklärt war, willigte lachend in dies Unternehmen.

Indeß war Brunhilde klug genug gewesen, über dies Unternehmen gegen keinen Menschen ein Wort verlauten zu lassen; als daher die Stunde der Mitternacht schlug, begab sie sich mit dem Prinzen allein dahin.

In der tiefsten Tiefe des schwarzen Gewölbes angekommen, erheuchelte sie eine Art von Bangigkeit und schloß den Geliebten in ihre Arme, und weder auf Gott noch auf den Teufel vertrauend, stieß sie dem gänzlich Unbefangenen einen fein geschliffenen Dolch in's Herz. Ein Strom rauchendes Blut quoll aus der tiefen Wunde und indem sie ihr Opfer auf den feuchten Boden sanft niederlegte, sagte sie: nun, mein Geliebter, kehre nach Genua zurück und verbinde dich dort mit einer Prinzessin, wie es Dein Wille war, wir sind für dieses Leben mit einander fertig.

Der Dolch, oder vielmehr die Hand, die ihn geführt, hatte zu gut getroffen, der Prinz stammelte nur noch einige unverständliche Worte und verschied bald ohne allen Schmerz, worauf sich dann Brunhilde wieder ohne alles Geräusch in die obern Regionen begab.

Als sie auf den großen Schloßhof trat, kam es ihr vor, als ob sie in der Dunkelheit die Gestalt der jungen Pfalzgräfin in eine gegenüberliegende Thür rasch eintreten sehe. — Ob es das böse Gewissen, oder sonst ein Blendwerk der Hölle war, genug, durch den einen begangenen Mord entstand nach Jahren noch eine Handlung, die in ihren Folgen schlimmer war, als der Tod selbst.

Als man am nächsten Morgen dem Prinz vermißte, als man ihn überall suchte, als jeder, der auf dem Schlosse Stahleck war, nach ihm fragte und sein Verschwinden sich Niemand erklären konnte, sagte Brunhilde: er sei gestern Abend, nur von einem Boten begleitet, nach Ingelheim zurückgereist, indem er, wie er gesagt, auf seinem Zimmer dort ein wichtiges Document unverschlossen habe liegen lassen.

Da Fräulein Brunhilde dies sagte, so

zweifelte Niemand an der Wahrheit; als indeß beinahe der ganze Tag verstrich und sich von dem Prinzen keine Spur zeigte, da sandte man Boten nach Ingelheim, und da man auch dort dem Prinzen nicht gesehen hatte, so schien es klar, daß ihm auf dem Wege dahin irgend ein Unglück zugestoßen sein mußte.

Als man leider zu der Gewißheit gelangt war, daß der Prinz spurlos verschwunden war, daß er, wie jeder nicht anders vermuthen konnte, auf dem Wege ermordet sein müsse, war Brunhilde diejenige, deren Schmerz der stärkste war, ihre Aeußerungen gränzten fast an Wahnsinn, und Jeder fühlte sich veranlaßt, sie am meisten zu beklagen.

Acht Tage nach diesem entsetzlichen Ereignisse reiste die Dienerschaft des Prinzen, nachdem der Pfalzgraf ihr von seinem Capelan ein Schreiben hatte ausfer-

tigen lassen, nach Genua zurück. Aber auch Brunhilde verließ das Schloß des Pfalzgrafen und ging nach Ingelheim zurück, wo sie sich, in tiefe Trauerkleider verhüllt, über sechs Monate in ihre Gemächer verschloß, wo sie sich nur von einem alten Manne, von keiner Frau aber, bedienen ließ.

Nach Verlauf dieser sechs Monate kehrte Brunhilde dann nach Stahleck zu ihrem Vormunde zurück; wie es aber schien, so hatte der Todesfall des Prinzen ihre Lebensblüthe zerknickt, man sah sie nie mehr anders als in tiefer Trauer, und eben so lebte sie still und abgesondert auf ihren Zimmern, nur als die Gemahlin des Pfalzgrafen erkrankte und bald darauf starb, war sie die Einzige, die sich ihrer am thätigsten annahm, und auch einzig und allein ihr Begräbniß besorgte.

Warum und aus welchem Grunde sie das Alles that und besorgte, ist uns bekannt. So bald dies alles aber geschehen und besorgt war, zog sie sich wieder in ihre einsame Verborgenheit zurück.

Schluß.

Als Friedrich abermals in den Schloßhof trat, um auf sein Zimmer zu gehen, erblickte er das alte bekannte Pferd seines Vaters und gleich darauf auch den alten treuen Knecht. Er eilte ihm sogleich freudig entgegen und seine erste Frage war: was giebts in der Heimath? Ich darf es Euch hier nicht sagen, edler Herr, führt mich auf Euer Zimmer, und Ihr sollt sogleich alles erfahren. Hier angekommen, theilte ihm der alte Kilian im Auftrage seines Vaters mit, daß die Dame, die er ihnen gebracht, sich in einem Zustande be-

fände, der auf eine noch längere Dauer ihres Lebens nicht hoffen ließe, und da der Ritter von Eppstein die Verantwortung nicht allein auf sich nehmen wolle, so sei dies die Ursach seiner Sendung.

Für Friedrich war dieser Augenblick ein höchst bedenklicher. Sollte er so höchst wichtige Dinge allein auf sich nehmen? sollte er die Pfalzgräfin in seines Vaters Hause sterben lassen? sollte er auch die Gräfin von Ingelheim in ihrem Gefängniß Hungers sterben lassen? es war zu viel für sein junges Leben. Und wer konnte denn wissen, ob die Pfalzgräfin, wenn sie ihrem Gemahl vor ihrem Dahinscheiden noch einmal sehe und spräche, ihm nicht noch Dinge von großer Wichtigkeit zu offenbaren hätte? er entschloß sich daher nach kurzem Bedenken zu einer Nothlüge. „Verweile hier so lange, Kilian, bis ich zurückkehre, ich begebe mich

zum Herrn Pfalzgrafen und werde Dir, wenn ich zurückkehre, Bescheid ertheilen."

Nun, mein lieber Friedrich, fragte der Pfalzgraf, was giebt es Neues, haben die Mainzer etwa Neues angezettelt, oder haben sie erfahren, daß Du hier bist und verlangen nun ihren Syndikus zurück?

Nichts von dem, mein hochedler Herr, wohl aber hat mich eine andere Nachricht tief erschüttert.

Hierauf erhob sich der Pfalzgraf hoch in seinem Sessel und betrachtete mit einer herzlichen Miene den jungen Mann, den er wahr und aufrichtig liebte. Was giebt es? fragte er dann, laß hören und sei versichert, daß ich Dir treu zur Seite stehen werde.

Friedrich verbeugte sich. — Ein betrübter Vorfall, sagte er dann, der alte Knecht meines Vaters ist hier und meldet mir, daß mein Vater plötzlich erkrankt ist.

Ha, das ist nicht gut, und da sollst Du schnell kommen, er hat Dir Verschiedenes zu vertrauen?

Ja, aber er wünscht auch Euch, und ganz besonders Euch noch einmal zu sehen.

Ei nun, wir sind beide ein Paar alte Degen und haben in unserer Jugend das heilige Land, die Stadt Jerusalem, den heiligen Berg, wo die Juden einst den Heiland der Welt kreuzigten, gesehen, wir haben viel mit einander erlebt und uns immer treu zur Seite gestanden, und bin ich deshalb fest überzeugt, wenn ich von ihm ein Gleiches verlangte, er den Weg, und sollte er ihn zu Fuße machen, nicht scheuen, sondern kommen würde.

Gewiß, mein hochedler Herr.

Nun so treffen wir sogleich Anstalten zur Abreise.

Friedrich war über diese Bereitwillig-

keit sehr erfreuet und dennoch schlug ihm das Herz hoch in der Brust.

Bei der Mittagstafel machte der Pfalzgraf die Seinen auf eine dringende Reise zu seinem Freunde aufmerksam, die noch in dieser Stunde Statt finden würde; worauf Emma ihrem Verlobten einen vielsagenden Blick zuwarf, den jedoch nur er verstand.

Versetzen wir uns in das nicht große und nicht sehr geräumige Haus des Ritter Friedrich von Eppstein. Außer einem Zimmer, das der Ritter selbst, und einem zweiten, welches sein Schützling, der vormalige Mönch, des jungen Friedrichs Lehrer, bewohnte, befanden sich in dem Hause nur etwa noch drei bewohnbare Zimmer, die übrigen Gemächer dienten zur Aufbewahrung von nöthigen Vorräthen. Außerdem war das ganze Gehöft mit seinen Stallungen mit einer etwa neun Fuß hohen

Mauer umgeben. Ein kleiner Gemüsegarten mit einigen Hundert Fruchtbäumen grenzte dicht an das Gehöft, durch die Mauer führte eine Pforte hinein. Außer diesem Grundeigenthum hatte der Ritter etwa noch von vierhundert Morgen den Zehnten zu beziehen, das war alles, was er besaß. Aber Friedrich von Eppstein war sein ganzes Leben ein genügsamer, friedlicher und guter Mann gewesen, weshalb ihn auch die Bauern, denen er oft mit gutem Rath zur Seite stand, sehr lieb hatten und ihm oft von ihrer Ernte mehr brachten, als sie nöthig hatten.

Der Ritter war mit seinem schneeweißen Haupte beständig in Pelz gehüllt, denn der Feldzug nach dem gelobten Lande und der Schiffbruch, den er mit Kaiser Friedrich II. und seinem Freunde dem Pfalzgraf v. Stahleck erlebt, hatte ihn in spätern Jahren Gicht und Zipperlein zugezogen,

aber er ertrug sein Ungemach mit Geduld; seine einzige Freude und sein einziger Stolz war sein Sohn, nur verursachte es ihm oft Kummer, wenn er bedachte, wie viel Unannehmlichkeiten der junge Mann seit dem Tage, wo er das Vaterhaus verlassen, schon erlebt hatte.

Schon seit zwölf Jahren Wittwer, theilte er nun aufs Neue sein Haus mit der lebendig begrabenen Gemahlin seines Freundes Stahleck, aber diese Hausgenossin gewährte ihm wenig Freude, denn die Veränderung des Wohnorts und die bessern Speisen, die sie hier genoß, hatten nur nachtheilig auf ihre Gesundheit gewirkt, sie schwand mit jedem Tage, ja ganz sichtbar mit jeder Stunde dem Grabe einen Schritt näher.

Mit dem alten Mönch, der in jeder Hinsicht ein kluger und gelehrter Mann war, hatte sich der Ritter bis jetzt in die

Stunden getheilt, die zur Pflege und zur Unterhaltung der Dame nöthig waren. Der heutige Tag nahete sich seiner Vollendung, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten nur noch das Giebelfenster des Hauses, da ging der Ritter noch einmal in das Zimmer der Dame, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Als er eintrat richtete sie sich auf ihrem Lager empor und reichte ihm durch Thränen freundlich lächelnd die Hand und sagte: ist er gekommen? ist er da?

Nein, verehrte Frau, noch ist er nicht da, aber ich erwarte ihn mit Bestimmtheit, er wird mir die Bitte, die ich an ihn habe ergehen lassen, nicht abschlagen.

O könntet Ihr fühlen, wie mir das Herz bei dem Gedanken, den Mann, den ich einst so zärtlich geliebt, noch einmal zu sehen, seine Stimme, die mir immer wie die lieblichste Musik klang, noch ein=

mal zu hören, klopft. Aber, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, wir müssen es vorsichtig anfangen, ich darf ihn, er aber mich nicht erkennen, Ihr müßt die Fenster dicht verhängen, es darf hier nur ein schwaches Dämmerlicht herrschen, denn ob ich ihn auch an dem Verbrechen, was an mir begangen ist, durchaus für unschuldig halte, so ist jenes Weib, das durch Eures Sohnes heldenmüthige Handlung den Platz mit mir gewechselt, doch viel zu schlau, um ihre Pläne, die sie dabei gehabt, genau zu durchschauen.

Seid außer Sorgen, Frau Pfalzgräfin, ich kenne meinen Freund; wenn ich mich nur eine Viertelstunde mit ihm unterhalten habe, dann werde ich schon wissen, ob er noch derselbe ist, der er einst war, oder ob er seine Gesinnungen geändert hat, und ist er noch derselbe, dann überlaßt mir die nöthige Vorbereitung.

Von den wenigen Worten, welche die Pfalzgräfin gesprochen, sehr angegriffen, entschlummerte sie bald darauf, und da es dem Ritter vorkam, als hätte er das Hofthor knarren hören, so schlich er sich leise fort.

Er hatte sich nicht geirret. Kaum war er auf seinem Zimmer angekommen, kaum hatte er in seinem Sessel Platz genommen, als sich auch die Thür aufthat und der Pfalzgraf und sein Sohn Friedrich eintraten.

Ei, ei! rief der Erstere, das freuet mich, daß ich Dich nicht auf dem Siechbett, sondern in Deinem Sessel finde. Bist freilich um einige Jahre älter als ich, aber was will das sagen; ein Paar Männer wie wir, die unter dem großen unvergeßlichen Kaiser Friedrich das heilige Land gesehen haben, die auf Golgatha, auf dem Oelberge und in dem Tempel waren,

worin vor tausend Jahren, als die Juden den Heiland der Welt kreuzigten, der Vorhang zerriß, wir müßten billig noch ein Jahrhundert leben, um der Nachwelt diese Ereignisse zu erzählen.

Laß es gut sein, mein lieber Hermann, jene großen Ereignisse werden der Nachwelt auch ohne uns aufbewahrt werden, dafür laß ich die Pfaffen sorgen. Lieber Friedrich, sagte er hierauf zu seinem Sohne, willst Du statt meiner den Wirth machen und für die Abendtafel sorgen? Sogleich, antwortete dieser und entfernte sich rasch.

Ja, die Pfaffen, sagte der Pfalzgraf, ohne auf die Unterbrechung zu achten, das ist wahr, die sorgen dafür, aber wie sorgen sie dafür, wie haben sie die herrliche Christuslehre verdrehet und verschroben, so daß sie sich kaum noch ähnlich ist, und das alles nur zu ihrem Vortheil, um damit die Macht und die Gewalt über die

armen Menschen nur in ihren Händen zu haben.

Darin hast Du vollkommen Recht, aber wir werden nichts dagegen ausrichten und wollen uns auch darum die kurze Spanne Zeit, die wir hier noch zu leben haben, nicht verbittern.

So hab ich längst gedacht, sagte da der Pfalzgraf, aber man kann es darum nicht lassen, sich über das Thun und Treiben dieser Pfaffenbrut zu ärgern; aber es soll das letzte Mal sein, daß ich mich darüber ereifere, sage mir, wie geht es Dir, glaubst Du wirklich an eine baldige Auflösung?

Ein Mann in unsern Jahren muß sich wenigstens jeden Tag dazu bereit halten.

Wahrlich! rief da der Pfalzgraf, ich muß Dir gestehen, daß ich bis jetzt noch nicht einmal ernstlich daran gedacht habe.

Das scheint mir so, denn wenn ich

daran denke, daß Du dich vor einigen Jahren noch einmal mit einem jungen Fräulein vermählt hast, so muß dieser Gedanke Dir wohl noch ziemlich fern liegen.

Bei dieser Bemerkung lief eine leichte Röthe, eine Verlegenheit über das edle Antlitz des Pfalzgrafen, und indem er seines Freundes Hand faßte sagte er leise: ich habe in meinen alten Tagen, Dir kann ich es wohl anvertrauen, eine Thorheit begangen.

Das will ich damit nicht sagen, Du bist ein reicher Mann, der sich jede Freude und jeden Lebensgenuß nicht zu versagen braucht, und wenn Du die junge Dame liebst und von ihr geliebt wirst, was bleibt Dir dann noch zu wünschen übrig?

Friedrich, sagte da der Pfalzgraf, ich sagte Dir, ich habe eine Thorheit begangen, und ich nehme mein Wort nicht zurück. Ich habe in meinem Leben nur ein=

mal geliebt und bin nur einmal geliebt worden, und das hätte mir genug sein sollen; aber die Gräfin von Ingelheim, sie wollte es so, sie trägt alle Schuld, wenn meine zweite Gemahlin sich an meiner Seite nicht glücklich fühlt.

Dies war dem Ritter von Eppstein genug, er wußte nun alles, was er wissen wollte, er wußte nun, daß der Pfalzgraf seine erste Gemahlin Bertha geborne von Guttenfels noch nicht vergessen hatte, er wußte noch mehr, er wußte, daß er keinen Theil an dem Verbrechen, das begangen war, hatte, und er liebte ihn nun wieder eben so wahr und so innig, wie zu jener Zeit, wo sie unzertrennliche Freunde waren. „So gedenkst Du also noch von Zeit zu Zeit Deiner verstorbenen Gemahlin?“ fragte er dann.

Wie ich Dir schon gesagt, ich habe nur einmal geliebt und bin nur einmal

geliebt worden, wie könnte ich daher Bertha vergessen.

Junker Friedrich trat ein und unterbrach die Unterhaltung der beiden Freunde, indem er bemerkte, daß der Abendtisch angerichtet sei, und sie begaben sich dahin. Hier lernte der Pfalzgraf auch den Mönch, Friedrichs vormaligen würdigen Lehrer, kennen und achten.

Als der Ritter seinen Freund nach der Abendtafel in sein Schlafzimmer begleitet hatte, begab er sich ungesäumt in das Krankenzimmer der unglücklichen Frau. Hier angekommen theilte er der sanften Dulderin die ganze Unterhaltung mit dem Pfalzgrafen von Wort zu Wort mit. Obgleich nun der Eindruck auf die geschwächten Kräfte der armen Betrogenen ein sehr wohlthätiger war, so war er doch auf der andern ein eben so nachtheiliger, denn wir

haben Beispiele, daß die Freude eben so gut tödtet als der Schmerz.

Als sich die Pfalzgräfin in ihrer Seele jedes Wort, was ihr Gemahl gesprochen, noch einmal wiederholt hatte, da waren ihre letzten Kräfte dahin und der Ritter von Eppstein glaubte, daß er keine Zeit mehr zu verlieren habe, wenn er seinem Freunde diejenige, die er nur allein geliebt und von der er nur allein geliebt worden, nicht als Leiche zeigen wollte. Indeß war die Aufgabe nicht so leicht, denn so männlich stark und gefaßt der Pfalzgraf auch war, so bedurfte es doch einer Vorbereitung, um ihn nicht auf der Stelle niederzuschmettern. Er kehrte hierauf in das Zimmer des Pfalzgrafen zurück.

Hast Du schon einmal von der Auferstehung der Todten gehört? fragte Friedrich seinen Freund, nachdem er sich schon

längere Zeit über gleichgültige Dinge mit ihm unterhalten hatte.

Der Pfalzgraf sah ihn auf diese Frage groß an, er wurde auf einige Augenblicke an ihm irre, dann sagte er: wie die heilige Schrift uns lehrt, so sollen wir ja am jüngsten Tage alle auferstehen.

So meine ich es diesmal nicht, ich spreche von einem Menschen, der schon seit Jahren verstorben und seit einigen Tagen wieder auferstanden ist, von einem Menschen, den Du im Leben gut gekannt, der Dir lieb und werth war.

Das halte ich für unmöglich.

Auch ich habe es bis dahin für unmöglich gehalten, nnd dennoch —

Und dennoch?

Willst Du mir versprechen, ein Mann zu bleiben, wie Du es bisher warst?

Seltsame Frage, ich begreife Dich nicht.

Und dennoch ist es die Ursach, weshalb ich Dich hier bei mir sehen wollte.

Um mir einen von den Todten Auferstandenen zu zeigen?

So ist es, komm, folge mir, Du sollst die Person sehen.

Der Pfalzgraf konnte sich einer gewissen Beklommenheit des Herzens nicht erwehren, dennoch schickte er sich an dem Ritter zu folgen.

Als sie in das Zimmer traten, worin die Pfalzgräfin in einem großen Himmelbett lag und dessen Fenster dicht verhangen waren, suchten die Blicke des Pfalzgrafen schnell einen unerwarteten Gegenstand, und als sie in dem Zimmer selbst keinen fanden, fielen sie in das Innere des Himmelbetts. Aber obgleich von seinem Freunde schon auf etwas Ungewöhnliches aufmerksam gemacht, blieb er doch mit starren Augen unbeweglich stehen und konnte

das nicht fassen, was er sah. — Jesus Maria, rief er endlich, welche entsetzliche Täuschung!

In dem Augenblick schlug die Pfalzgräfin, die in einem matten Schlummer lag, die Augen auf und blickte ihren Gemahl an. „Es ist keine Täuschung, mein Hermann, sagte sie dann mit matter Stimme, ich bin es selbst.“

Da taumelte der Pfalzgraf wie ein Trunkener zurück und er wäre vielleicht zu Boden gestürzt, wenn ihn sein Freund nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Ermanne Dich, Hermann, sagte der Ritter, sei ein Mann, wie Du es mir gelobt, und in wenig Minuten sollst Du den schauderhaften Zusammenhang dieser entsetzlichen Begebenheit erfahren.

Noch immer konnte der Pfalzgraf nicht an das glauben, was seine Augen sahen, doch da streckte die von den Todten Auf-

erstandene die weiße abgemagerte Hand aus und sagte: kennst Du denn Deine Bertha nicht mehr, Hermann?

Diese Stimme! diese Stimme! rief da der Pfalzgraf, bei dem ewigen Gott sie ist es, aber —

Aber Du kannst es nicht fassen, es ist auch wirklich etwas Unbegreifliches, sagte da der Ritter, aber setze Dich, fasse die Hand Deiner noch lebenden Gemahlin und dann höre.

O mein Hermann, lispelte mit matter Stimme die Pfalzgräfin, man hat uns schändlich betrogen.

Betrogen, aber wer, wer hat uns betrogen?

Deine Verwandte, Brunhilde.

Brunhilde? ha! und er sprang auf, faßte nach seinem Schwerte, aber hatte keines.

Sei ruhig, sie kann und wird ihrem Richter nicht entgehen.

Sie ist eine dreifache Mörderin, sagte da der Ritter von Eppstein. Sie hat den Prinz di Rossini, ihren heimlichen Geliebten, ermordet, sie hat ihr Kind —

Ihr Kind! rief der Pfalzgraf.

Ein Pfand der Liebe, fuhr der Ritter fort, hat sie acht Tage nach seiner Geburt in die Fluthen des Rheins gleiten lassen, und weil sie in dem falschen Wahne lebte, daß diese Deine Gemahlin es gesehen, so ward auch ihr Tod beschlossen.

Laßt mich fort! rief aufspringend der Pfalzgraf, laßt mich fort, ich muß meine Wuth in ihrem Blute abkühlen.

Beruhige Dich, sie ist in sicherer Verwahrung.

Aber wo, wo?

In dem Gewölbe, das Deine Gemahlin die Jahre hindurch bewohnt hat.

Aber wer, wer hat dies alles erfahren, wer weiß es?

Mein Sohn Friedrich hat das Geheimniß erwittert. Er ist ihr um die Stunde der Mitternacht, wenn sie in einer weißen Verhüllung in das Gewölbe schlich, nachgeschlichen, er hat sie gezwungen, den Aufenthalt mit dieser edlen Frau hier zu wechseln. Er hat diese heraus und hierher geführt und nur blos seine Verlobte, Emma von Hüben, weiß um das Geheimniß.

Schauderhafte Begebenheit! demnach habe ich also zwei lebende Frauen.

Damit wird es nicht viel zu bedeuten haben, dachte der Ritter von Eppstein, indem er einen Blick auf die Pfalzgräfin warf, die ist ihrer Auflösung nahe. In demselben Augenblick aber warf auch der Pfalzgraf einen schmerzlichen Blick auf seine Gemahlin und es wurde ihm klar,

daß er sie nicht lange mehr haben würde. Die jüngsten Ereignisse hatten auf den sehr geschwächten Körper einen zu tiefen Eindruck gemacht.

Meine Bertha! arme Dulderin, was magst Du in den langen Jahren erduldet und erlitten haben, und er bog sich über sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, die ein kalter Todesschweiß schon angefeuchtet hatte.

Gott hat mein heißes Flehen erhört, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme, ich habe Dich — mein Hermann — noch einmal gesehen, und ich — sterbe nun — gern.

Von dieser Minute an herrschte in dem Zimmer eine heilige Stille. Die Pfalzgräfin schlug von Zeit zu Zeit noch einmal die Augen auf und es schien, als ob sie in dem Zimmer außer ihrem Gemahl, der ihre linke Hand in der seini-

gen hielt, noch Jemand suche. Nach einiger Zeit sagte sie: der Junker Friedrich — von Eppstein — wo ist er.

Friedrich wurde sogleich herbeigerufen, und sie reichte ihm ihre Hand. Mein Gemahl ist reich, sagte sie, er bedarf das Meine nicht, es — gehört ihm.

Von ganzem Herzen! rief der Pfalzgraf, und noch viel mehr, denn er ist auch mein Liebling.

Es verflossen noch mehrere Stunden, in denen man nur das schwache Athmen der Pfalzgräfin hörte. Der Tag verfloß unter ängstlicher Sorge und frommen Gebet, als sich aber die Schatten längten, da schlug die Sterbende noch einmal die Augen auf, sah die Umstehenden noch einmal an, ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust und die unsterbliche Seele hatte sich von der irdischen Hülle getrennt. — —

Vierundzwanzig Stunden später wurde

die Leiche neben der der längst verstorbenen Frau von Eppstein in die Gruft versenkt.

Bis zu dieser Stunde hatte sich der Pfalzgraf anscheinend ruhig verhalten, dann aber brach er ungesäumt, eine mondhelle Nacht benutzend, auf, und war am nächsten Morgen schon wieder auf dem Schlosse Stahleck. Hier ließ er sogleich seinen Kaplan zu sich rufen und theilte ihm im Beisein Friedrichs die ganze Begebenheit mit.

Auch dieser erstaunte über die Hartherzigkeit und Verworfenheit einer Dame aus den höhern Kreisen, und es wurde der unabänderliche Beschluß gefaßt, das Leben der Gräfin von Ingelheim durch die Hand des Scharfrichters von Bacharach enden zu lassen.

Der Pfalzgraf ließ zu dem Ende einen Sarg anfertigen, und in der näch-

sten Mitternachtsstunde begab er sich mit Friedrich, dem Capellan und dem Scharfrichter in das unterirdische Gewölbe.

Es ist ein seltsames Gefühl, was den Menschen beschleicht, wenn er an dem Sterbebett eines andern steht, und noch seltsamer ist es, wenn der Sterbende mit uns verwandt, wenn seine Seele im Leben mit der unsrigen harmonirt hat; der Pfalzgraf hatte diese Erfahrung erst ganz kürzlich gemacht, aber dieser Tod, das wußte er, dieser Tod konnte kein erhabenes Gefühl in ihm erwecken. Sie war eine große Verbrecherin.

Die Gräfin empfing den Junker, der zuerst eintrat, mit einem [illegible]schrei, aber sie wurde bald sehr klei[illegible]thig, als sie auch den Pfalzgrafen und [illegible] Capellan erblickte, die mit vereinten Kräften einen Sarg trugen, und endlich einen Mann

mit rothem Mantel, der ein blankes Schwert in seiner Hand hielt.

Ha! rief da die Gräfin, Ihr kommt, um mich zu morden, vier starke Männer, um ein schwaches Weib zu morden!

Nicht morden wollen wir Euch, Euch soll nur Euer Recht widerfahren. Setzt Euch an den Tisch, Kaplan, nehmt Euer Schreibgeräth zusammen und schreibt.

Wie nennt Ihr Euch?

Gräfin Ingelheim.

War't Ihr jemals verheirathet?

Nein.

Ihr hattet aber einen Geliebten?

Ja, den Prinzen di Rossini.

Wo befindet sich der Prinz?

Im Reiche der Todten.

Wie und wo ist er gestorben?

Durch meine Hand, und zwar hier in diesem unterirdischen Gewölbe, seine Leiche hängt an der Mauer.

Warum habt Ihr ihn aber gemordet?

Weil er mich verführt, entehrt hat und mich nicht zu seiner Gemahlin machen wollte.

Ihr hattet also ein Kind. Wo ist es?

Es hat in den Fluthen des Rheins sein Grab gefunden.

Und warum begingt Ihr auch diesen Mord?

Weil man ohne Gattin zu sein, nicht Mutter sein kann.

Was bewog Euch aber, meiner Gemahlin einen Schlaftrunk zu reichen und mich glauben zu lassen, sie sei gestorben, und sie dann viele Jahre in diesen Kerker einzusperren?

Weil sie mir nachgeschlichen und gesehen hatte, daß ich mein Kind in den Rhein geworfen.

Seid Ihr überzeugt, Gräfin v. Ingelheim, daß Ihr mit diesen begangenen Verbrechen den Tod verdient habt?

Nein, denn ich bin überzeugt, daß ich recht gehandelt habe, und bereue meine Handlungen nicht, aber Ihr und die Welt betrachtet sie als strafbar. Da mich aber dieser Elende, indem sie auf Friedrich zeigte, verrathen und mir endlich sogar die Lampe ausgelöscht hat, so liegt mir an meinem Leben nichts mehr, macht ein Ende damit, schlagt mir den Kopf ab und nehmt die Verantwortung auf Euch allein.

Nichts ist wohl leichter als das, entgegnete der Pfalzgraf, indem er einen verächtlichen Blick auf die halb nackte Sünderin warf, die mit ihren Reizen in ihrer Todesstunde noch etwas zu bezwecken suchte. Wollt Ihr nun vielleicht dem Kaplan noch Eure letzte Beichte anvertrauen, so sagt es, und wenn Ihr es wünscht, so werden wir uns so lange entfernen.

Wo denkt Ihr hin, über dergleichen

Thorheiten bin ich längst hinweg, er ist so gut ein sündiger Mensch, wie ich und Ihr alle; er kann mir also meine Sünden, wenn ich wirklich deren begangen, nicht vergeben.

Scharfrichter! sagte hierauf der Pfalzgraf, mache Dich fertig, Dein Amt zu vollbringen.

Hierauf wandte sich der Pfalzgraf noch einmal an den Kaplan und Friedrich, indem er sie fragte: haltet Ihr die Gräfin von Ingelheim nach ihrem eignen Geständniß für schuldig?

Beide antworteten mit einem feierlichen „Ja!"

Nun, dann setzt Euch, Gräfin von Ingelheim, und laßt Euch die Augen verbinden.

Das mag wohl bei schwachen Seelen nöthig sein, bei mir aber ists überflüssig. Ehe indeß mein Haupt gefallen, noch ein

Wort. Damit sich verschiedene Personen nach meinem Tode nicht über meinen Nachlaß streiten, so setze ich den elendesten aller Menschen, der meine Liebe mit so großem Undank gelohnt, den Junker von Eppstein, zu meinem Erben ein.

Friedrich wollte hierauf etwas erwiedern, aber sie winkte ihm mit beiden Händen, zu schweigen, und erinnerte ihn nur noch einmal an den bei der Leiche des Prinzen verscharrten Schatz, warf dann ein leichtes Mäntelchen, das bis jetzt noch den blendend weißen Hals und die so weißen runden Schultern bedeckt hatte, von sich und setzte sich auf einen niedrigen Stuhl, indem sie sagte: Jetzt, Nickel, verrichte Dein Amt, aber schlage sicher, sonst ist es um Deine Augen geschehen.

Der Pfalzgraf trat in den entferntesten Winkel, er wollte das entsetzliche Schauspiel nicht sehen; es war indeß noch keine

Minute verflossen, da war der Schlag geschehen, das Haupt rollte dahin und die Gräfin von Ingelheim hatte aufgehört zu leben.

Hiernach ließ sich der Pfalzgraf von Friedrich zu der Leiche des Prinzen führen, wohin auch die Uebrigen folgten. Es war nur noch ein Gerippe, das am Halse mit einem starken Riemen an der Mauer befestigt war, und gab von der Hartherzigkeit, ja von der Unmenschlichkeit der Gräfin ein sicheres Zeugniß. Der Kaplan und Friedrich nahmen es von der Wand ab und trugen es in den Kerker, wo seine Mörderin so eben geendet hatte. Hier wurden beide in einen Sarg gelegt und fest darin verschlossen.

Die Thür dieses Kerkers, worin diese beiden Leichen moderten, ließ der Pfalzgraf kurze Zeit darauf vermauern, aber der Frieden seiner Seele war für immer

dahin; — die Gräfin von Ingelheim und ihre gräßlichen Handlungen schwebten stets und immer vor seiner Seele. Den Junker Friedrich aber hatte er von der Zeit an mit jedem Tage lieber. Friedrich war der Einzige, der zu jeder Zeit und Stunde, wann es ihm beliebte, zu ihm kommen durfte, und in den trübsten, unangenehmsten Stunden war ihm Friedrich der liebste und angenehmste Gesellschafter. Friedrich war von dem Tage an, durch den Mund des Pfalzgrafen, der gebietende Herr auf Schloß Stahleck, aber er überschritt darum niemals seine Grenze, handelte niemals eigenmächtig, weshalb ihm sogar sein heimlicher Feind, der Burgvoigt Herr von Ehrenthal, mit der Zeit wieder lieb gewann und es zu vergessen schien, daß er der Gegner seines einzigen Sohnes gewesen war.

An eben diesem Tage, wo die Grä-

fin hingerichtet war, erhielt der Syndikus aus Mainz seine Freiheit, und zwar ohne Lösegeld; Herr Windrich mußte für seine Wuth, mit dem Pfalzgrafen Krieg zu führen, mehrere Jahre im Gefängniß zu Mainz schmachten.

Es waren nach dem Tode der Gräfin von Ingelheim schon über drei Monate verflossen, Friedrich war nichts weniger als habsüchtig, denn seine Erziehung war sehr einfach gewesen, als ihn der Pfalzgraf wieder auf den vergrabenen Schatz in dem unterirdischen Gewölbe aufmerksam machte, und es wurde beschlossen, in der nächsten Mitternachtsstunde in aller Stille einen Gang dahin zu machen. Sie hatten nicht nöthig, lange danach zu suchen. Dicht bei der Stelle, wo die Leiche des Prinzen gehängt hatte, erhob sich ein kleiner Hügel, der eine elegante Chatulle

verbarg, dessen rechtmäßiger Erbe Friedrich von Eppstein war.

Oben auf dem Zimmer des Pfalzgrafen wieder angekommen, wurde sie geöffnet und sie fanden außer dem Portrait des Prinzen, das reich mit Brillanten eingefaßt war und die edlen Züge eines schönen, jungen Mannes darstellte, noch an fünftausend Goldstücke, theils deutschen, theils italienischen Gepräges. Fast eben so viel hatte sich in den Zimmern, welche die Gräfin in dem Schlosse bewohnt hatte, vorgefunden.

„Du bist nun ein reicher Mann, Friedrich, sagte der Pfalzgraf. Meine verstorbene Gemahlin hast Du schon beerbt und auch ich werde Dich nicht vergessen. Die Pfalzgrafschaft fällt allerdings nach meinem Tode auf den Sohn meines Bruders, darüber habe ich nicht zu verfügen, aber Du sollst dennoch mit mir zufrieden sein.“

Wie schon erwähnt, war Friedrich durchaus nicht habsüchtig, aber sein Leben gewann von jetzt an eine andere Gestalt. Einer fast drückenden Armuth war mit einem Male abgeholfen, denn er war nun wirklich ein reicher Mann, aber er war auch ein glücklicher Mann. Von seiner Emma auf das zärtlichste geliebt, führte er ein überschwenglich glückliches Leben. Doch keine Rose ohne Dornen. Ein Jahr später erkrankte sein Vater und starb. Der Fall kam ihm nicht unerwartet, er hatte ihn schon längst vorausgesehen. Auch der Pfalzgraf hatte ihn erwartet, und darauf seinen Plan gemacht.

Das kleine Besitzthum sollte Friedrich verbleiben, es sollte aber von dem vormaligen Mönch, dem Freunde des Ritters von Eppstein, so lange er lebte, verwaltet werden. Dagegen unternahm der Pfalzgraf mit Friedrich, dem er jetzt nun un-

getheilt Vater geworden war, eine Reise nach Cöln, wo er ihm einen großen, mächtigen Palast, der viele Revenüen von Seiten der Stadt bezog, für eine namhafte Summe kaufte.

Hier feierte der Pfalzgraf ein Jahr später Friedrichs von Eppstein und Emma's von Hüben glänzendes Hochzeitfest, wobei auch die junge Pfalzgräfin, deren Schwester und alle, die zum pfalzgräflichen Hofe gehörten, mit gegenwärtig waren. Eben so waren alle Großen und Reichen der damals schon sehr blühenden Stadt eingeladen, wodurch Friedrich sogleich einen angenehmen Zirkel um sich versammelt sah.

Wieder ein Jahr später beschenkte die schöne Emma ihren Gatten mit einem Sohne, den der Pfalzgraf über die Taufe hielt. Dies war indeß seine letzte Handlung, bald darauf erkrankte auch er und

starb in Friedrichs Armen. Seine Leiche wurde mit allem ihm gebührenden Pomp im Dome zu Cöln beigesetzt.

Friedrich betrauerte ihn wie einen Vater, denn Beide hatten sich wie Vater und Sohn geliebt. Nach dieser Zeit aber gehörte seine Liebe nur einzig und allein seiner Emma und seinen Kindern, die sich bald zu einer kleinen Familie heranbildeten; allein das Andenken an Pfalzgraf Hermann von Stahleck blieb ihm bis an sein Lebensende ein heiliges.

Ende.